1,40 DM / Band 115
Schweiz Fr 1.60 / Österr. S 10.-

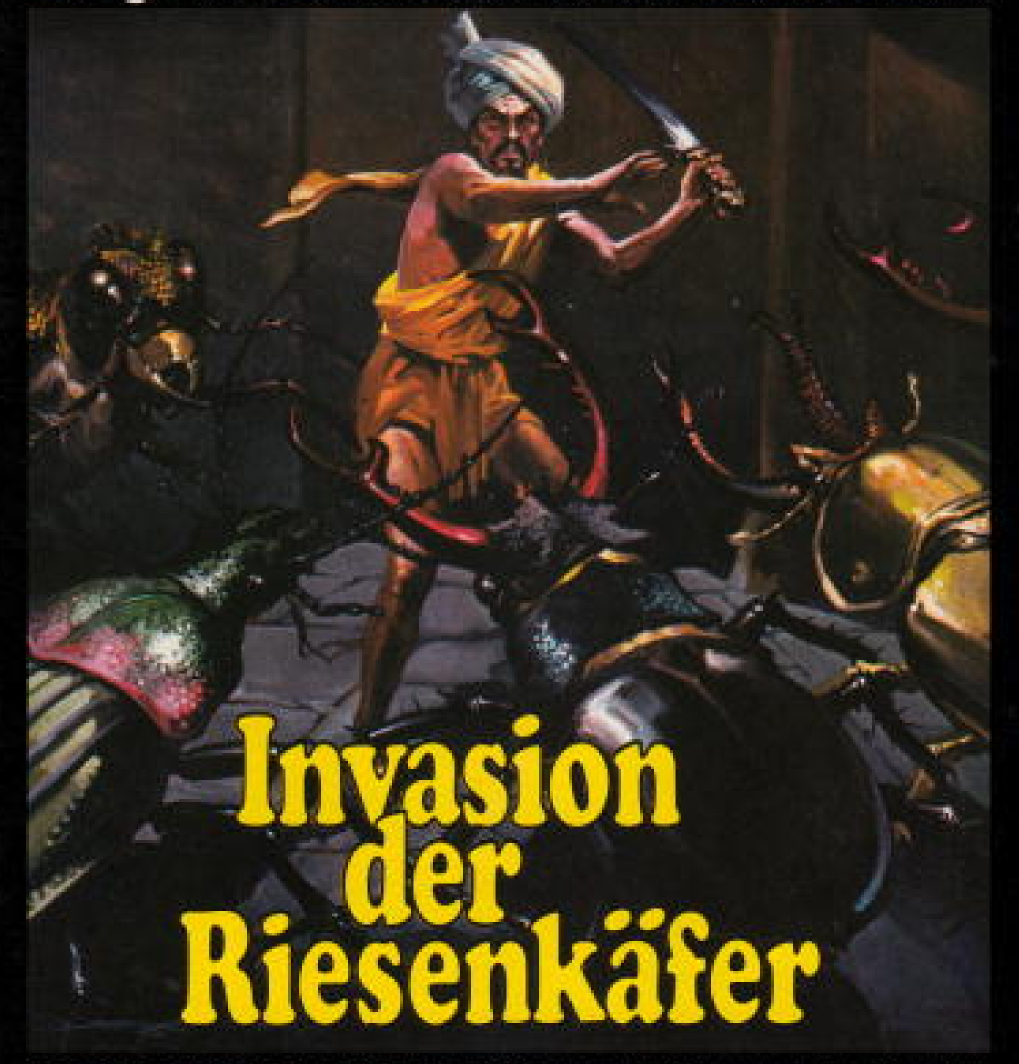
Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Invasion der Riesenkäfer

Belgien F 27 / Frankreich F 3,50 / Italien L 750 / Luxemburg F 25 / Niederlande f 1,75 / Schweden kr 4,25 i.m. / Spanien P 65



Invasion der Riesenkäfer

John Sinclair Nr. 115

von Jason Dark

erschienen am 16.09.1980

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Invasion der Riesenkäfer

Jaffir war verloren!

Der kleine Ägypter hatte nicht die Spur einer Chance, und das wußte er auch. Trotzdem versuchte er, sich zu verstecken, um den Monstern zu entgehen.

Ein bleicher Mond stand am Himmel. Er schickte sein Licht in den schmalen Talkessel. Deutlich hoben sich die glatten Felswände hervor, die das enge Tal von allen Seiten einschlossen.

Jaffir zitterte.

Er hockte dicht an einem Felsen, spürte unter seinen nackten Füßen den noch vom Tage warmen Sand und wartete. Man hatte ihm fast alles genommen, nur einen Lendenschurz trug er um seine mageren Hüften.

Er schwitzte. Immer wieder wischte er sich über das Gesicht. Jedesmal, wenn er die Hände zurückzog, waren sie naß. Wann würden die Monster kommen?

Wo steckten sie?

Jaffir suchte mit seinen Blicken die Felswände ab. Manche zeigten Löcher, Eingänge zu den düsteren Höhlen, in denen die Sylphen lauerten.

Sie rochen das Menschenfleisch, denn es wurden ihnen fast jeden Tag Opfer gebracht.

Und heute war Jaffir an der Reihe. Dabei hatte er nichts Schlimmes getan. Er hatte nur das Weib eines anderen begehrt und mit der Frau geschlafen. Dabei war er von dem Ehemann überrascht worden. Was dieser mit seiner Frau getan hatte, wußte Jaffir nicht, doch ihn hatte das Hohe Gericht verurteilt.

Es war still in dem Kessel. Nicht ein Windzug fiel über den Rand.

Die Luft stand.

Als Jaffir zu den Rändern hochschaute, sah er seine Peiniger. Sie hockten dort wie steinerne Figuren und schauten hinunter in den Kessel.

Wenn Jaffir nur den Versuch machte, an einer Wand hochzuklettern, würden sie ihn töten. Zudem war es beinahe unmöglich, sich an den flachen Felsen hochzuhangeln. An einem Seil hatten sie ihn in die Tiefe gelassen und den Strick hohnlachend wieder hochgezogen.

Jaffir wußte nicht, wieviel Zeit vergangen war. Er hatte überhaupt keinen Begriff für Zeit. Für ihn war der Tag zu Ende, wenn sich die Sonne zurückzog. Und er begann, wenn er die Sonne wieder sah.

Nie hätte er gedacht, daß es dieses Tal überhaupt gibt. Man hatte hinter versteckter Hand darüber gesprochen, flüsternd und ängstlich darauf bedacht, daß es kein Fremder hörte. Denn die Sylphen hatten ihre Anhänger überall. Die Sekte hatte sich wie eine Seuche über das Land verbreitet. Obwohl sie verboten war, blühte sie im Geheimen weiter.

Da hörte Jaffir das Geräusch.

Es war nicht laut, ein Schaben oder Reiben, aber direkt über ihm.

Jaffirs Nackenhaare sträubten sich. Er wußte, daß dieses Geräusch nicht von einem Mensch stammen konnte, nein, die Sylphen hatten seinen Geruch wahrgenommen.

Sie kamen…

Der kleine Ägypter zitterte. Noch nie in seinem Leben hatte er ein Monster gesehen, er kannte es nur von Wandzeichnungen und Erzählungen her, und er fürchtete sich vor dem Augenblick, wenn er einer Bestie gegenüberstand.

Jaffir stand auf.

Mit zitternden Knien ging er einige Schritte vor und drehte sich dann um.

Gespannt schaute er hoch zur Felswand.

Auch dort befanden sich die Höhlen, düstere Löcher. Drei zählte er,

und aus dem mittleren kroch ein Schatten.

Das erste Untier war da.

Noch konnte er es nicht genau sehen, aber der Schatten wurde größer, und dann ließ er sich fallen.

Mit einem Schrei auf den Lippen warf sich der kleine Ägypter zurück und rannte. Es war sinnlos, doch die Panik diktierte in diesen Augenblicken sein Handeln.

Seine nackten Füße klatschten in den Sand, der zu kleinen Wolken aufstäubte.

Keuchend blieb er schließlich stehen, als er sah, daß auch an der Felswand vor ihm die Schatten aus den Höhlen drangen.

Er drehte sich um.

Seine Augen wurden groß.

Die erste Bestie kam bereits auf ihn zu.

Ein Geschöpf wie aus einem Alptraum. Ein riesenhafter Käfer, halb so groß wie ein ausgewachsener Mensch. Er lief auf sechs Beinen, seine beiden Augen bestanden aus zahlreichen Facetten, doch am schlimmsten waren die zwei Greifarme, die vorn wie die offenen Schenkel einer Schere auseinanderklappten.

Damit tötete er.

Jaffir schaute sich um. Wo konnte er sich verstecken? Er sah die glatten Wände und wußte, daß es keine Chance mehr gab.

Der Käfer lief weiter.

Mit jedem Schritt, den er zurücklegte, wurde er größer. Grausam war er anzusehen, die beiden Scheren bewegten sich, klappten laut gegeneinander.

Die Sylphen waren nichts anderes als mordende Käfer. Die Erzählungen stimmten. Seine Bekannten hatten recht gehabt, und auch die Zeichnungen logen nicht.

Wieder ließ sich ein Käfer in den Talkessel fallen. Er befand sich nun im Rücken des bedauernswerten Mannes.

Und ein dritter sprang.

Drei Sylphen.

Eine erdrückende Übermacht.

Jaffir schaute sich wild um. Weit waren seine Augen aufgerissen.

Die nackte Todesangst leuchtete darin. Sogar das Weiße seiner Augäpfel war zu sehen.

Die Angst stieg weiter…

Der erste Käfer war bereits so nah, daß seine Zangen den Mann fast berührten.

Jaffir bemerkte die Gefahr im letzten Augenblick, warf sich zur Seite und entging somit den zupackenden Zangen. Er hatte eine Galgenfrist erreicht, mehr nicht…

Vom Rand des Talkessels schauten seine Peiniger gespannt zu.

Sie wollten wissen, wie lange Jaffir noch am Leben blieb.

Es hatte Männer gegeben, die sich heldenhaft wehrten, die in ihrer wahnsinnigen Todesangst sogar einen Käfer buchstäblich zerrissen hatten, aber andere waren gekommen und hatten sie gnadenlos vernichtet.

Jaffir fiel gegen die Felswand. Die Hitze und die Angst hatten ihm schwer zugesetzt. Er konnte sich kaum auf den Beinen halten, die Knie wurden ihm weich, die Beine knickten weg, und er prallte zu Boden.

Mit dem Gesicht fiel er in den Sand. Er schmeckte ihn auf der Zunge und den Lippen, die feinen Körner drangen in seine Nase ein und klebten sie zu, sie scheuerten auch in den Augen. Es dauerte, bis die Tränen die Augenhöhlen wieder leergespült hatten.

Die Sylphen kamen.

Es war bei der Zahl drei geblieben. Andere brauchten nicht mehr in den Talkessel hinunter, denn Jaffir hatte nicht einmal gegen einen Käfer eine Chance gehabt.

Noch einmal raffte er sich auf. Er hob den Kopf, seine Augen weiteten sich, und er brüllte auf.

Der erste Käfer befand sich bereits dicht vor ihm. Deutlich sah er die schillernden Facettenaugen, hörte das Klappern der mörderischen Zangen und wollte wegkriechen.

Zu spät.

Die Zangen packten zu.

Plötzlich fühlte sich Jaffir hochgehoben, er schwebte über dem Boden, spürte, wie das Blut aus den Wunden an den Armen entlang rann, dann schmetterte ihn eine ungeheure Kraft zu Boden.

Mit dem Kopf zuerst stieß er in den Sand.

Etwas blitzte vor seinen Augen auf, und im nächsten Moment kam die Bewußtlosigkeit.

Für Jaffir war es eine Gnade. So bekam er nicht mehr mit, was die drei Sylphen mit ihm anstellten.

Dieser grausame Mord geschah vor fast 4000 Jahren im alten Ägypten.

***

Die alten Ägypter waren »in«.

Irgendwo auf der Welt fand man immer eine Ausstellung, die sich mit dieser Kultur beschäftigte. Museen und Galerien rissen sich um die ägyptische Kunst, und die Besucherströme waren unübersehbar.

Ob man eine vorgeschichtliche Totenmaske sehen wollte, ein altes Relief, Mumien oder einen Papyrus. Die Menschen von heute staunten über das, was es alles schon im alten Ägypten gegeben hatte.

Auch London hatte seine Ausstellung. Keine weltbewegende, nein, eher eine für Kenner, für die Feinschmecker unter den Interessierten.

Es ging um altägyptische Sekten, ein Sondergebiet der Altertumsforschung und kaum populär. Man kannte zwar die zahlreichen Götter und Gottheiten, doch die Sekten, die im Geheimen blühten, gaben den Wissenschaftlern noch immer Rätsel auf.

Über diese Sekten war deshalb nicht viel bekannt, weil die offizielle Religion damals sie kurzerhand unterdrückte. Sie wollte nicht, daß diese Ableger existierten, denn die Mitglieder der Sekten beteten oft grausame Abarten von Tieren an, und ihre Rituale reichten bis hin zum Kannibalismus.

Führer der Sekten waren meist die Oberpriester, die von den Pharaonen verstoßen wurden. Sie sammelten Gleichgesinnte um sich, lehrten die Schwarze Magie und brachten ihre Diener dazu, schreckliche Greueltaten auszuüben.

Wurden die Mitglieder dieser verbotenen Sekten gefaßt, dann stand ihnen oft ein ebenso schrecklicher Tod bevor, wie denen, die sie umgebracht hatten.

Und doch übten gerade diese Sekten auf zahlreiche Wissenschaftler eine selten gekannte Faszination aus. Vor allen Dingen in der modernen Zeit, in der die Computer in das Leben eingegriffen und die Menschen mehr und mehr katalogisiert haben. Da fanden sich Leute, die dem Alten, dem Ursprünglichen auf der Spur waren. Ob es sich nun um Autodidakten handelte, die durch die Welt reisten und nach Spuren fremder Rassen suchten, die irgendwann einmal die Erde besucht hatten, oder um Archäologen, die selbst an den Stätten geforscht und erkannt hatten, daß es doch Dinge gab, die mit dem menschlichen Verstand nicht zu erfassen waren. Um sie jedoch zu begreifen, mußte man auch die anderen Gesetze anerkennen, die der Schwarzen und Weißen Magie.

Denn diese Kunst kannten nicht nur die alten Ägypter, sondern auch die Chinesen oder Sumerer. Vieles, was heute noch erzählt und gesprochen wurde, ging zurück auf uralte Kulturen.

Zu den Sektenforschern zählte sich auch Ahmed Gregori. Er war ein Besessener. Besessen insofern, daß er seine Forschungen über alles stellte. Er kannte Ägypten wie seine Westentasche, hatte in längst vergessenen Tälern und Schluchten gegraben und sich vor allen Dingen mit dem Sektentum und der Schwarzen Magie des ägyptischen Volkes beschäftigt.

Er selbst fühlte sich ebenfalls als Ägypter, obwohl nur seine Mutter aus dem Land am Nil stammte. Sein Vater war Italiener, er kam aus Neapel.

Bereits seit seinem zehnten Lebensjahr wohnte der junge Ahmed Gregori in Kairo, und schon damals hatte ihn die Kultur dieses Volkes fasziniert. Er war durch die Museen geschlendert, oft tagelang, ja, er hatte sich sogar einschließen lassen, und es stand fest, daß er sich

auch später mit diesem Volk beschäftigen würde.

Ahmed wurde Archäologe.

Und er trat in die Dienste des Staates ein.

Schon mit 30 war er ein Mann, dessen Wissen man als phänomenal bezeichnen konnte. Er wurde um die Welt geschickt, hielt Vorträge und warb so für das Land am Nil.

Das ging zehn Jahre so, dann zog Gregori sich plötzlich aus der Öffentlichkeit zurück und verschwand in der Versenkung, um ganz seinen privaten Forschungen nachzugehen.

Er blieb nicht nur in Ägypten, sondern bereiste den gesamten Orient. Mal sah man ihn in Persien, dann in Afghanistan, und schließlich wurde er auch in Indien erkannt.

Niemand wußte, woher er das Geld nahm, um seine Forschungen und auch Reisen zu finanzieren.

Hinter der Hand munkelte man von unsauberen Geschäften, von Betrügereien oder Diebstählen, aber beweisen konnte ihm niemand etwas. Er reiste auch nicht mehr allein, sondern ihm stand ein Mann zur Seite, den er aus der nubischen Wüste mitgebracht hatte. Ein muskelbepackter Schwarzer, der ihm treu ergeben war und ihm Feinde und Neider vom Hals hielt.

Zehn Jahre vergingen. Eine Zeit, in der Ahmed Gregori ungeheuer viel arbeitete und forschte.

Dann hatte er sein Ziel erreicht.

An seinem 50. Geburtstag verließ er Afrika und fuhr nach Europa.

Über einen Makler hatte er sich in der Nähe von London ein leerstehendes Haus gekauft, um sich dort für zwei Jahre niederzulassen, denn so lange wollte er in Europa bleiben.

Mitgebracht hatte er zahlreiche Schätze. Seltene Funde aus verlassenen Gräbern und verschwiegenen Gebirgstälern. Aus versunkenen Städten und vergessenen Kulturen.

Sein Haus war ein Museum.

Und es war einmal in der Woche geöffnet.

Dann führte Ahmed Gregori die Interessenten durch sein Haus, zeigte ihnen einige Schätze und stand für Fragen zur Verfügung.

Wer sich jedoch nach den Kellerräumen erkundigte, der erntete nur ein geheimnisvolles Lächeln, denn es hatte sich herumgesprochen, daß gerade in den weit angelegten Kellergewölben die größten Geheimnisse verwahrt wurden.

»Ich muß sie erst noch präparieren«, sagte Ahmed Gregori immer. »Wenn es soweit ist, werde ich Ihnen Bescheid geben.«

Während dieser Worte stand der Nubier wie ein Denkmal hinter ihm und nickte.

Die meisten Besucher gaben sich mit dieser Auskunft zufrieden.

Nicht allerdings Fred Mallory, ein Einbrecher der Spitzenklasse. Er

hatte von einem fanatischen Sammler den Auftrag bekommen, in den Keller einzudringen und Kunstschätze zu stehlen.

50.000 Pfund sollte Fred der Job einbringen.

Soviel Geld hatte ihm noch nie jemand für einen Einbruch geboten. Und da vergaß Fred sogar seine Prinzipien, immer ohne Waffe loszuziehen.

Er kaufte sich einen Colt Ruger, ein regelrechtes Geschütz, mit dem man auch Elefanten stoppen konnte. Fred dachte jedoch nicht an die Rüsseltiere, sondern mehr an den Nubier. Dieser schokoladenbraune, muskelbepackte Glatzkopf sah verdammt danach aus, als wäre mit ihm nicht zu spaßen.

Dreimal hatte Fred an einer Besichtigung teilgenommen. Und seine scharfen Falkenaugen hatten keine Alarmanlage entdeckt.

Für ihn ein Leichtsinn sondergleichen, aber das war nicht seine Sache. Ihm erleichterte es nur die Arbeit.

Für seinen Einbruch hatte sich Fred Mallory eine düstere Nacht ausgesucht. Am Tag zuvor hatte noch die Sonne geschienen, doch gegen Mittag waren dicke Wolken aufgezogen. Die Luft wurde schwül. Schon bald stand sie in den Londoner Straßenschluchten, und der Wind schlief völlig ein.

Gegen Abend donnerte es irgendwo weit im Westen, doch das Gewitter kam nicht näher. Es blieb so schwül.

Die Menschen stöhnten. Sie rissen ihre Fenster auf. Draußen war es um kein Grad kühler.

Viele gingen auch aus, stürzten sich in den Trubel von Soho, wo man vor den Lokalen saß und sein Ale trank.

Doch an so etwas dachte Fred Mallory nicht. Er hatte einen Job, der ihm eine Menge einbrachte, und er wollte dafür gute Arbeit leisten.

Seinen Wagen hatte er in der Nähe des Hauses abgestellt. Fred fuhr einen Range Rover, einen Geländewagen, der viel Platz zum Einladen bot.

Bevor er sich auf den Weg machte, überprüfte er seine Ausrüstungsgegenstände.

Es war alles vorhanden.

Auch der Colt…

Fred hoffte nur, daß er ihn nicht gebrauchen mußte.

Er hatte extrem dunkle Kleidung angelegt, auch das helle Har verdeckte er durch eine dunkle Mütze. Es war seine »Berufskleidung«. Sehen, aber nicht gesehen werden, so lautete seine Devise.

Leichtfüßig schritt der Einbrecher auf das Grundstück zu. Das alte Haus lag inmitten einer Gruppe von mächtigen Eichenbäumen.

Von der Straße her gab es eine Zufahrt, aber keinen Zaun oder eine Mauer, die das Areal umfriedete.

Fred Mallory war ein durchtrainierter Bursche, der kein Gramm Fett

zuviel mit sich herumtrug, aber bei dieser Schwüle kam auch er gehörig ins Schwitzen. Schon bald spürte er den feuchten Schweiß überall auf der Haut, und die Kleidung klebte am Körper, als hätte er in voller Montur unter der Dusche gestanden.

Es war eine dunkle Nacht. Träge hingen die dicken Wolken am Himmel. Nicht ein Stern war zu sehen. Selbst der abnehmende Mond hatte sich versteckt.

Mallory blieb hin und wieder stehen, um zu lauschen. Er wußte nicht, ob der Wissenschaftler sein Grundstück durch Hunde bewachen ließ. Sollte dies der Fall sein, dann hatte der Dieb vorgesorgt.

Er trug ein Pulver bei sich, das die Hunde verscheuchte, wenn sie es rochen.

Nichts geschah.

Unangefochten erreichte Fred Mallory sein Ziel.

Hinter einem Baumstamm blieb er stehen.

Nur wenige Schritte vor ihm erhoben sich die wuchtigen, mit Efeu bewachsenen Hausmauern. Er sah auch die zahlreichen Fenster und lächelte, als er erkannte, daß in der ersten Etage zwei von ihnen offenstanden.

Mallory trat einen Schritt vor und peilte am Baumstamm hoch.

Die ausladenden Äste der Eiche wuchsen so günstig, daß mehrere von ihnen bis dicht an die offenen Fenster reichten.

Das war ideal.

Mallory war schon in seiner Kindheit ein guter Turner gewesen.

Und er hatte im Laufe der Jahre hinzugelernt. Es bereitete ihm keinerlei Mühe, den Baum zu erklettern.

Er packte den untersten Ast und schwang sich hoch. Der Rest war ein Kinderspiel.

Auf dem Bauch kroch er über den Ast, der bis dicht an das Fenster reichte.

Vorsichtig bewegte er sich weiter. Mallory war voll konzentriert und verursachte kaum ein Geräusch.

Als er nahe genug heran war, drehte er sich auf die rechte Seite, streckte ein Bein vor und fand auf der Fensterbank Halt. Er hangelte sich noch ein Stück vor, bis er auch das linke Bein lösen konnte. Dann stieß er sich ab.

Der Schwung trug ihn bis in das Zimmer hinein. Er sprang leichtfüßig zu Boden und tauchte sofort zur Seite weg, um in der knieenden Stellung lauschend zu verharren.

Nichts rührte sich.

Nachdem er auch Minuten später kein verräterisches Geräusch vernommen hatte, war er beruhigt.

Die Bewohner des Hauses hatten ihn nicht gehört. Er richtete sich auf und riskierte es, eine kleine Lampe einzuschalten. Fred Mallory war in

einem Zimmer gelandet, das gar nicht benutzt wurde. Die Möbel, die es füllten, waren durch Tücher verdeckt. Es roch nach Staub.

Eine Tür sah der Einbrecher auch.

Gewandt als hätte er überhaupt kein Neuland betreten, schlich Mallory darauf zu.

Die Tür besaß noch einen altmodischen Knauf, der golden schimmerte. Fred drehte ihn herum, die Tür schwang auf, und der Einbrecher konnte in einen breiten Gang schauen.

Fred hatte sich natürlich bei seinen Besuchen alles genau angesehen, und nicht nur das, er hatte auch fotografiert. Mit einer kleinen Kamera, die kaum zu bemerken war.

Deshalb wußte er, wohin er zu gehen hatte.

Als er eine breite Treppe erreichte, blieb er stehen. Die Stufen bestanden aus Stein. In der Mitte lief ein dunkelroter Läufer bis zum nächsten Absatz.

Die Bilder an den Wänden waren in dem herrschenden Licht nur als Schatten zu sehen. Fred wußte jedoch, daß sie allesamt Motive aus dem alten Ägypten zeigten. Diese Gemälde allerdings waren nicht archaisch, ein guter Maler hatte die Szenen nachgezeichnet.

Auch ein Flurfenster war geöffnet. Kein Windhauch drang in das Innere des Hauses, nur die schwüle Luft, die das Atmen manchmal erschwerte.

Unangefochten gelangte der Einbrecher in das Erdgeschoß. Von Ahmed Gregori war nichts zu sehen, von seinem nubischen Leibwächter ebenfalls nichts.

Sollte das Glück Fred Mallory hold sein? Er drückte sich selbst beide Daumen, als er den Weg zum Keller nahm. Dabei mußte er durch die große Eingangsdiele. Er passierte sie lautlos und erreichte einen schmalen Durchgang, hinter dem genau rechts die erste Tür zum Kellergewölbe lag. Es gab davon mehrere, aber die eine interessierte Fred besonders, denn sie besaß ein Schloß, das für ihn mühelos zu knacken war.

Er hörte Schritte.

Für einen winzigen Moment zuckte der Einbrecher zusammen, ein Zeichen, daß er doch nervös war. Dann jedoch atmete er beruhigt auf, denn die Geräusche waren über ihm ertönt, in der ersten Etage, und die hatte er ja hinter sich.

Dort oben mochte herumlaufen, wer wollte, ihn störte das nicht.

Das Schloß war schnell geknackt. Fred Mallory besaß darin eine unwahrscheinliche Routine. Er trug immer ein »Besteck« mit sich, dem kein Schloß widerstand.

Behutsam zog er die Tür auf. Sie war gut geölt und quietschte nicht einmal in den Angeln. Der Dieb sah vor sich eine gebogene Steintreppe, schloß die Tür und machte die ersten Schritte.

Die Stufen waren breit. Zur Wand hin jedoch wurden sie schmaler, das lag an der Krümmung der Treppe.

Unangefochten erreichte Fred Mallory den Keller. Er hatte sich bisher auf seine guten Ohren verlassen und war beruhigt. Niemand schien sich in dem Keller aufzuhalten, er jedenfalls hatte keine verräterischen Laute vernommen.

Ein paar Schritte brachten ihn in die Tiefe des Raumes. Noch war es dunkel, und er wagte nicht, eine Lampe einzuschalten. Er tastete sich mit ausgestreckten Armen voran, fühlte Wände ab und fand die erste Türnische.

Fred Mallory blieb stehen.

Seine Hand rutschte in die Tasche, er holte die kleine Lampe hervor und leuchtete.

Ein schmaler Lichtstreifen fiel auf den Boden. Er wurde zu einem Balken, als der Dieb die Lampe bewegte und feststellte, daß er sich in einem großen Gewölbe befand, dessen Decke von mehreren Pfeilern gestützt wurde.

Es war ein interessanter Keller. Der Dieb sah einige Türen, die zu irgendwelchen Verliesen führten. Dort mußten all die zahlreichen Kostbarkeiten stehen, die Gregori nicht zeigen wollte.

Fred grinste. Er würde sich davon einiges holen. Mit der rechten Hand faßte er nach seinem Gürtel. Dort hing zusammengerollt der dünne, aber stabile Plastiksack, mit dem er bald seine geraubten Gegenstände abtransportieren würde.

Vielleicht mußte er auch zweimal gehen, wer konnte das schon wissen.

Mallory hatte die Qual der Wahl. Er konnte sich die Tür aussuchen, mit der er anfangen wollte.

Er entschied sich für die größte.

Sie besaß zwei Klappen. Die beiden Hälften waren durch ein Schloß gesichert.

Im Schein der kleinen Lampe schaute sich der Dieb die Tür an.

Kein Problem.

Seine Finger zitterten nicht, als er sich an dem Schloß zu schaffen machte.

Eine Minute später war die Tür offen.

Er schüttelte den Kopf über soviel Leichtsinn. Diese Schlösser konnte jeder Dilettant knacken. Wenn man in Betracht zog, welche Kostbarkeiten in den Kellerräumen aufbewahrt wurden, war es ein bodenloser Leichtsinn.

Mallory dachte allerdings nicht weiter. Und hätte er das getan, wäre ihm einiges erspart geblieben.

So aber bekam er die Tür auf und schlich in den Raum.

Genau das war sein Fehler.

Er sah vor sich die Dunkelheit, aber nicht die Gestalt rechts von der Tür.

Die packte zu.

Plötzlich spürte er den würgenden Griff im Nacken. Mallory wurde nach vorn gestoßen, hörte etwas pfeifen und bekam einen harten Schlag gegen die Schläfe.

Augenblicklich löschte der Hieb sein Bewußtsein aus.

Fred Mallory fiel schwer zu Boden und blieb liegen.

Der Nubier aber nickte zufrieden. Dann verließ er auf nackten Sohlen den Kellerraum…

***

Draußen brütete eine schwüle Hitze, und es gab kaum jemand, der sich nicht nach einem Gewitter sehnte. Aber noch war davon nichts zu spüren. Nach wie vor flimmerte die Luft unter der Sonnenglut, die die Rollbahnen des Flughafens zu kochenden Platten machten und den Sprengwagen Hochbetrieb bescherten.

Zusätzlich hatte die Urlauberwelle begonnen, und in den großen Wartehallen drängten sich die Fluggäste.

Ich hockte im Restaurant, hatte einen kühlen, nichtalkoholischen Drink vor mir stehen und schaute durch die große Panoramascheibe nach draußen.

Ich wartete auf einen alten Bekannten.

Auf Mandra Korab.

Ja, mein Freund aus Indien hatte seinen Besuch angekündigt. Ein Telegramm war vor zwei Tagen auf meinen Schreibtisch geflattert.

Der Inder wollte allerdings keinen Urlaub in London verbringen, sondern einem Mann einen Besuch abstatten.

Dieser Typ hieß Ahmed Gregori.

Ich hatte von ihm noch nie etwas gehört, dann aber nachgeforscht und festgestellt, daß Gregori ein in Fachkreisen bekannter Ägyptologe war, ein Wissenschaftler, der in der ganzen Welt umhergereist war und seine Vorträge gehalten hatte.

Nun befand er sich in England.

Er hatte ein Landhaus in der Nähe von London gekauft und sich dort niedergelassen. Mehr war auch mir nicht bekannt. Denn ich hatte andere Sorgen.

Die hießen Dr. Tod!

Vor einigen Tagen hätte ich ihn fast gehabt, doch in den Abwässerkanälen war er mir entwischt. Und ich hatte die Erweckung eines grausamen japanischen Dämons nicht verhindern können.

Tokata, der Samurai des Satans.

Er war aus einem langen magischen Schlaf erwacht und rüstete sich zusammen mit Dr. Tod, der Menschheit großen Schaden zuzufügen.

Ich hatte natürlich meinem Chef, Sir Powell, Bericht erstattet, und er war ebenfalls nicht begeistert. Doch der alte Fuchs hatte sofort Gegenmaßnahmen ergriffen. Dank seiner Stellung und Position konnte er es sich leisten, Dinge in Bewegung zu bringen, die für mich eine Nummer zu groß waren.

Er hatte mit zahlreichen Polizeiorganisationen der Welt Verbindung aufgenommen, damit ihm jeder Fall gemeldet wurde, der irgendwie aus dem Rahmen fiel.

So sollten die Aktivitäten eines Dr. Tod früh genug erkannt und, wenn möglich, verhindert werden.

Doch das war Zukunftsmusik, und ob die Verständigung untereinander klappte, stand noch in den Sternen. Oft waren die einzelnen Polizeiorganisationen zu ehrgeizig, und meistens wollte jeder sein eigenes Süppchen kochen.

Es war kein eigentlicher Fall, der Mandra Korab nach London führte, wenigstens nahm ich das an, denn er hatte in seinem Telegramm nichts dergleichen erwähnt, er wollte sich nur mit diesem Ägyptologen beschäftigen.

Ich freute mich auf den Besuch des Inders.

Bei meinem erst wenige Wochen zurückliegenden Abenteuer in Bombay hatte ich ihn leider nicht angetroffen, denn er wäre mir sicherlich sehr behilflich gewesen.

Mandra Korab haßte die Dämonen ebenso wie ich. Er war ein Kämpfer der Weißen Magie, und er kannte sich auch in der Mythologie seines Landes sehr gut aus.

Hinzu kam, daß man den Inder durchaus als finanziell unabhängig bezeichnen konnte. Er entstammte einer hohen Kaste, und seine Familie besaß große Güter auf dem Subkontinent. Ferner gehörten ihm einige Paläste, und er nannte auch einen alten Familienschatz sein Eigen.

Ich nippte an meinem Glas. Es war längst beschlagen. Die Wassertröpfchen perlten am Rand. Der etwas bitter schmeckende Saft rann angenehm kühl durch meine Kehle.

Das Restaurant war nur zur Hälfte besetzt. Die Klimaanlage schaffte es kaum, vernünftige Temperaturen herzustellen. Aus der Küche drang das Klappern von Geschirr.

Draußen fielen die schweren Vögel vom Himmel. Es war immer faszinierend zu sehen, wenn sich einer dieser metallenen Giganten dem Erdboden näherte.

Ich schaute auf meine Uhr.

Die nächste einfliegende Maschine mußte Mandra Korab bringen. In Rom hatte sie die letzte Zwischenlandung gehabt.

Und sie war pünktlich. Direkt ein Wunder bei der ungeheuer weiten Strecke.

Als kleiner silberner Punkt war sie zu sehen, wurde schnell größer, und dann rauschte sie schon auf die Landebahn zu.

Die Kellnerin befand sich in meiner Nähe.

Ich winkte sie herbei, sie kassierte mit mürrischem Gesicht, und ich stand auf.

Mit der Rolltreppe ließ ich mich in die große Ankunftshalle fahren. Eine Zigarette rauchend, baute ich mich neben dem Zoll auf.

Man warf mir einige mißtrauische Blicke zu, und erst mein Ausweis beruhigte die Zöllner als auch die Sicherheitsbeamten. Die Angst vor Terroristen steckte eben noch zu tief.

Neben mir hatten sich noch andere Menschen eingefunden, um Verwandte oder Freunde zu begrüßen. Ich sah mich umringt von einer lachenden, aufgeregten Schar, die von den Zollbeamten mißtrauisch beobachtet wurde.

Mandra Korab war im Strom der Fluggäste wirklich nicht zu übersehen. Sein weißer Turban leuchtete wie eine kleine Sonne. Der Inder ließ den anderen den Vortritt, kam fast als letzter an und winkte mir schon lächelnd zu.

Ich winkte zurück.

Der Inder trug nur einen Koffer bei sich. Bis auf seinen Turban sah er wenig orientalisch aus. Er trug einen gut geschnittenen, beigefarbenen Sommeranzug aus Rohseide, ein dazu passendes Hemd und eine schmale Krawatte. Sein Gesicht zeigte eine natürliche Bräune. Die Augen blickten klar und hell. Das Gesicht mit den hohen Wangenknochen wirkte asketisch. Die Nase sprang darin hervor wie ein Erker. Doch er hatte sich verändert.

Mandra Korab trug jetzt einen Bart. Er wuchs von der Oberlippe rund um den Mund bis hin zum Kinn, sah dabei sehr gepflegt aus, wie überhaupt die gesamte Erscheinung des Inders wirklich außergewöhnlich war. Obwohl ich auch nicht gerade klein bin, überragte mich Mandra Korab fast um eine Kopflänge. Es kam auch daher, daß er einen Turban trug.

Die Zollformalitäten waren rasch erledigt. Mandra nahm seinen Koffer und kam auf mich zu.

Kurz bevor er mich erreicht hatte, stellte er den Koffer zu Boden, und dann umarmten wir uns.

In seinen Augen blitzte eine echte Wiedersehensfreude, sein Gesicht strahlte, und mir ging es nicht anders. Ich freute mich ebenfalls riesig, Mandra Korab wiederzusehen.

»Wie lange ist es her?« fragte er.

»Ich weiß es nicht.«

»Doch bestimmt vier Jahre.«

»Möglich.« Ich schlug ihm auf die Schulter. »Komm, das Wiedersehen möchte ich mit dir begießen. So eilig wirst du es ja nicht haben.«

»Nein.«
»Dann lade ich dich zu einem Drink ein.«
»Einverstanden.«
Den Drink nahmen wir in einer Hotelbar ein. Mandra, ein Feind des Alkohols, bestellte Mokka. Ich hielt mich an kühlen, ungesüßen Tee. Dazu rauchte ich eine Zigarette.
»Und nun erzähle mal, wie es dir so ergangen ist«, sagte ich neugierig.
Mandra berichtete von Indien. Er war auch viel unterwegs, beruflich stark angespannt und hatte keine Zeit mehr, sich um die Dämonen oder finsteren Mächte zu kümmern.
»Gibt es denn immer noch die Sekten der Göttin Kali?« fragte ich.
»Leider ist diese Pest doch nicht ausgerottet worden.« Mandra nahm einen Schluck Mokka. »Vor etwa einem Jahr haben Freunde und ich eine Organisation zerschlagen können. Die Diener opferten tatsächlich Menschen. Es war grausam.«
Das konnte ich ihm nachfühlen. Dann berichtete ich stichworthaltig von meinen größten Fällen, und der Inder schüttelte immer wieder den Kopf.
»Kaum zu glauben, was sich in den letzten Jahren so alles ereignet hat«, meinte er.
»Da sagst du was.«
Er lächelte. »Aber du bist nicht totzukriegen, wie?«
Ich winkte ab. »Manchmal hatte ich mehr als Glück. Und der Schwarze Tod hätte mich fast geschafft.«
»Aber eben nur fast«, grinste Mandra.
»Da bin ich froh.« Ich wechselte das Thema. »Sag du mir doch, was dich auf unsere Insel führt. Dein Telegramm war ziemlich kurz.« Ich drückte meine Zigarette aus. »Ist es wirklich dieser Ägyptologe?«
»Ja, Ahmed Gregori.«
»Ein Freund?«
Mandra Korab lachte auf. »Nein, John, eher das Gegenteil.«
Ich horchte auf.
»Gregori ist ein anerkannter Wissenschaftler! Allerdings ist er auch ein Betrüger. Nicht auf fachlichem Gebiet, nein, er hat sich seine Reisen und Forschungen durch Verbrechen finanziert. Ich nahm ihn für zwei Wochen in mein Haus auf. Als Dank dafür hat er mir einen der kostbarsten Edelsteine gestohlen. Den Feuerrubin. Und ihn möchte ich wieder zurückhaben.«
»Wieviel ist der Stein wert?«
Mandra Korab hob die Augenbrauen. »Fünf Millionen Dollar sicherlich.«
Ich pfiff durch die Zähne. »Das ist allerhand.«
»Der Meinung bin ich auch, John. Und deshalb möchte ich den Stein

zurückhaben. Außerdem ist er ein nettes Erbstück, das man nicht aus der Hand gibt und sich auch nicht stehlen läßt.«

Der Meinung war ich auch. Aber ich wollte mehr über Ahmed Gregori wissen.

Mandra lächelte hintergründig. »Vielleicht interessiert er auch dich, John.«

»Wieso?«

»Gregori ist zwar Ägyptologe, aber er hat sich besonders mit der Magie der ägyptischen Religionen und Sekten beschäftigt. Manche nannten ihn sogar einen Magier.«

»Davon hast du mir nichts geschrieben«, beschwerte ich mich.

»Ich habe es bewußt nicht getan. Du solltest keinerlei Vorurteile hegen.«

»Gehört habe ich allerdings nichts von ihm.«

»Er ist auch noch nicht lange im Land und wird mitten in den Vorbereitungen stecken.«

»Wenn man dich so reden hört, muß man annehmen, daß dieser Gregori einiges im Schilde führt«, sagte ich.

»Davon kannst du ausgehen.«

»Wann besuchen wir ihn?« fragte ich.

»Vielleicht noch heute.«

Ich war einverstanden.

Mandra Korab fragte: »Halte ich dich auch wirklich nicht von der Arbeit ab?«

»Nein. Im Gegenteil, vielleicht werde ich sogar bei ihm fündig, wenn er wirklich eine Art Magier ist.«

»Das ist möglich.«

Ich beglich die Rechnung. Dann rutschten wir von unseren Hockern, und gingen zu den Parkplätzen. Von der Seite her schaute ich den korrekt gekleideten Inder an.

»Schwitzt du?«

»Nein, wieso?«

»Es ist doch heiß.«

»Lau, John, höchstens lau. Du mußt erst mal die Temperaturen in Indien erleben.«

»Die kenne ich«, erwiderte ich und dachte dabei an mein Abenteuer in Bombay.

***

Fred Mallory stöhnte. Obwohl es stockdunkel um ihn herum war, wußte er sofort, wo er sich befand, und er erinnerte sich auch daran, was geschehen war.

Man hatte ihn niedergeschlagen, als er die Tür öffnete.

Aber wer?

Da gab es an sich nur einen. Der Nubier mußte ihm diesen Hieb verpaßt haben.

»Scheiße«, murmelte er und tastete nach seinem Kopf. Er fühlte das klebrige Blut und die Beule.

Dann aber spürte er einen Druck in Höhe der Hüfte. Seine Hand fiel herab, genau auf den Kolben der Waffe.

Fred atmete auf.

Man hatte ihm seinen Colt gelassen. Jetzt sah seine Gefangenschaft gar nicht mehr so schlimm aus, denn einigen Unzen Blei hatte auch der Nubier nichts entgegenzusetzen.

An seinen Job dachte Fred nicht mehr. Für ihn war wichtig, aus diesem Keller herauszukommen.

Im Dunkeln tastete er sich zur Tür vor. Er hob die Hand, berührte Schloß und Klinke und stellte fest, daß die Tür zu war. An sich nicht schlimm, doch als er nach seinem Besteck tastete, da durchfuhr ihn ein heißer Schreck.

Das Werkzeug war nicht mehr da! Nun wurde die Sache kritisch.

Fred Mallory unterdrückte nur mühsam einen Fluch. Wie sollte er jetzt wegkommen?

Er stand auf.

Das heißt, er versuchte es, denn auf halber Höhe packte ihn ein schlimmer Schwindel. Plötzlich hatte er das Gefühl, in einem Boot zu sitzen, das bei hoher Windstärke hin und herschwankte. Er mußte die Augen schließen, tief durchatmen, um sich zu konzentrieren.

Langsam ging es ihm besser.

Beim zweiten Versuch stand er vorsichtiger auf und stützte sich auch an der Wand ab. Diesmal blieb er auf den Beinen. Wenigstens einen kleinen Erfolg hatte er errungen.

Die Lampe fiel ihm ein.

Er suchte in seinen Taschen danach und erlebte abermals eine Enttäuschung.

Seine Lampe war verschwunden.

Fred blieb ruhig stehen. Mit dem Handrücken wischte er sich über die schweißnasse Stirn. Er dachte nach, aber in dieser verdammten Dunkelheit sah er einfach keine Chance. Was ihm schon lange nicht mehr passiert war, trat jetzt ein.

Fred Mallory wurde nervös.

Er merkte es daran, daß sein Herz schneller klopfte und seine Hände anfingen zu zittern.

Himmel, ohne Licht und ohne sein Besteck fühlte er sich hilflos.

Er dachte wieder an seine Waffe. Ob er es damit schaffte, das Schloß zu zerschießen?

Aber die Tür war verdammt stabil. Sie bestand aus sehr dickem Holz, höchstwahrscheinlich würden die Kugeln darin steckenbleiben, und

das wäre reine Munitionsverschwendung.
Ein Wegwerffeuerzug trug er trotzdem noch bei sich. Leider enthielt es sehr wenig Gas, und als er die Flamme höherstellen wollte, wurde sie kaum größer.
Es war zum Heulen.
Fred Mallory dachte nach. Sie hatten ihn ja nicht ohne Grund in den Keller gesperrt. Außerdem wollten sie etwas von ihm, denn wäre das nicht der Fall gewesen, hätten sie ihn schon längst umgebracht. Ja, so mußte es sein, und er wollte auch an keine andere Möglichkeit glauben.
Nachdem er sich mit dieser Lösung vertraut gemacht hatte, ging es ihm besser. Sollten diese verdammten Hundesöhne nur antanzen, er würde sie schon gebührend empfangen.
Die Zeit verrann. Und die Kopfschmerzen ließen nicht nach. Unter seiner Schädelplatte hämmerte und bohrte es, die Stiche zogen bis in den Nacken hinein, ein widerliches Gefühl.
Trotzdem waren die Schmerzen nicht so stark, als daß er das Geräusch überhört hätte.
Der Einbrecher erstarrte.
Auf einmal rann eine Gänsehaut über seinen Rücken, und das Angstgefühl steigerte sich. War er vielleicht nicht allein im Keller?
Gab es hier unten noch einen Gefangenen?
Wenn die verdammte Dunkelheit nur nicht gewesen wäre! Aber so konnte man nicht die Hand vor Augen sehen, und abermals das Feuerzeug anzuknipsen, das traute sich Mallory jetzt nicht. Schließlich wußte er, daß er nicht mehr allein hier unten war.
Doch es wurde heller!
Das ging wie im Kino.
Der Schein wurde jedoch nicht von einer Lampe abgestrahlt, sondern drang aus den Wänden.
Ein violettes, geheimnisvolles Licht, das Stück für Stück des gewaltigen Kellergewölbes aus der Dunkelheit riß.
Auch hier sah Mallory wieder die hohen Säulen, die die Decke stützten. Sie wurden zuerst sichtbar, dann jedoch weiteten sich seine Augen.
Um ihn herum standen gewaltige Käfige!
Sie bestanden aus Holz und besaßen vorn eine Klappe, die jedoch hochgeschoben war.
Die Käfige waren nicht leer.
Darin befanden sich – Käfer!
Riesige Insekten, halb so groß wie Menschen!
Red Mallory erschrak bis ins Mark. Zu schlimm war der Anblick für ihn gewesen, er zitterte am ganzen Körper, denn solche Monstren sah man höchstens in einem Horror-Film.

Doch das hier war Wirklichkeit, brutale Realität. Woher kamen diese Käfer? Hatte Gregori sie mitgebracht? Wenn ja, was wollte er mit ihnen?

Als der Einbrecher seine Angst überwunden hatte, schlich er näher an die Käfige heran.

Sechs zählte er.

Und darin sechs Käfer!

Sie waren ausgestopft, darauf schwor Mallory fast einen Eid, doch während er auf die Käfige zuschritt, kamen ihm Bedenken. So sahen keine ausgestopften Tiere aus.

Auf halbem Weg blieb er stehen. Er besaß nun auch einen anderen Sichtwinkel und bemerkte im Hintergrund des Gewölbes die beiden vergoldeten Löwenmenschen.

Auch hier traf ihn der heiße Schreck, denn die Monstren besaßen einen Löwenkörper und den Kopf einer Frau mit Löwenmähne.

Das violette Licht fiel auf ihre goldenen Körper und ließ die Farbe seltsam grünlich aufleuchten.

Der Einbrecher war von den Gesichtern der beiden Frauen fasziniert, sie strahlten eine fast übernatürliche Schönheit aus und waren nicht mit normalen Steinplastiken zu vergleichen.

Als würden sie leben…

Nur wer hatte das Geräusch verursacht? Die Löwinnen oder einer der Käfer?

Allerdings gab es noch eine dritte Möglichkeit. Vielleicht hatte ein von ihm noch nicht entdeckter Mensch seine Finger im Spiel.

Eigentlich mußte diese stimmen, denn die toten Käfer oder die Löwinnen mit den Frauenköpfen konnten sich schließlich nicht bewegen.

So dachte Fred Mallory…

Doch es sollte für ihn ein tödlicher Irrtum werden.

Die Käfige waren im Halbkreis aufgestellt. Was Fred nicht gefiel, waren die hochgezogenen Klappen. Das paßte ihm überhaupt nicht, denn dann bekam er das Gefühl, als wollten die Riesenkäfer jeden Augenblick ihre Käfige verlassen.

Auf einmal glaubte er, verrückt zu werden.

Der Käfer vor ihm hatte sich bewegt.

Er war zusammengezuckt, deutlich hatte Mallory es gesehen, und plötzlich öffnete das Tier seine beiden Zangen.

Hart klappten sie gegeneinander.

Das Geräusch hallte nach und mischte sich mit Mallorys verzweifeltem »Nein, bitte…«

Dieser Laut wirkte wie ein Startsignal, denn auch die anderen Käfer klappten ihre Scheren auf.

Sie fielen wieder zusammen.

Ein höllisches Konzert, das der entsetzte Fred Mallory in dem unheimlichen Gewölbe zu hören bekam.

Und jetzt bewegte der erste Käfer sich.

Er machte einen etwas holprigen Sprung. Schon hatte er den Käfig verlassen.

Fred Mallory zitterte vor Angst.

Er wandte den Kopf nach rechts und nach links. Zu seinem Entsetzen bemerkte er, daß auch die anderen Käfer nichts mehr in ihren Käfigen hielt.

Die Tiere verließen sie, um sich das Opfer zu holen.

Ungelenk, zielstrebig bewegten sie sich voran. Ihr Ziel war Fred Mallory.

Der Dieb war wie vor den Kopf geschlagen. Er begriff zwar, daß er sich in einer tödlichen Gefahr befand, doch er wollte es einfach nicht glauben.

»Bleibt weg!« schrie er. »Verschwindet!«

Es waren unnütze Worte, hervorgestoßen in seiner großen Todesangst. Die Käfer kümmerten sich nicht darum. Sie strebten ihrem Ziel unentwegt zu.

Mallory sprang zurück. Er mußte dies tun, sonst hätte ihn der erste Käfer schon gehabt. Seine Scheren klappten etwa in Kopfhöhe des Mannes zusammen, und Fred konnte sich vorstellen, was das bedeutete.

Er rannte zur Seite. Wuchtig warf er sich gegen die Tür. Dann kam die Panik. Er schrie und brüllte verzweifelt. Weit riß er den Mund auf. All seine Angst entlud sich in gellenden Schreien. Er wollte nicht sterben, nein, nicht…

Angstgepeitscht hämmerte er mit beiden Fäusten gegen das Holz der Tür. Doch das hielt stand. Es vibrierte nur, mehr geschah nicht, und die Schläge hallten dumpf durch das Gewölbe.

»Hilfe…«, gellte der Schrei. »So helft mir doch! Ich will nicht sterben. Ich will nicht…!«

Schaurig brüllte der Einbrecher, doch da war niemand, der ihn hörte oder hören wollte.

Seine Kräfte verließen ihn, und Fred Mallory sank langsam an der Tür zusammen. Seine Fäuste scheuerten über das Holz, mit der Stirn fiel er gegen die Tür, dann hörte er das Klappern.

Dieses Geräusch wirkte wie ein Signal.

Fred Mallory nahm alle Kräfte zusammen und fuhr herum. Er drehte sich auf den Knien, und seine Augen weiteten sich im grenzenlosen Schock.

Zwei Käfer standen vor ihm.

»Neinnn…« Mallory riß die Arme hoch, da schloß sich bereits die erste Schere.

Der Dieb spürte den beißenden Schmerz, ein roter Nebel wallte vor seinen Augen auf, er kippte auf die Seite, und noch ein dritter Käfer kam hinzu.

Alle zusammen verrichteten die grausige Tat…

***

Hinter der Tür wurden die Schreie gehört. Dort standen zwei Männer.

Ahmed Gregori und sein Schatten, der nubische Leibwächter.

Während das Gesicht des Schwarzen unbewegt blieb, spielte um Gregoris Lippen ein grausames Lächeln. Er gönnte dem Dieb diesen Tod, denn schließlich sollte niemand in das Haus einbrechen. Hier hatte keiner etwas zu suchen. Und wer glaubte, das Haus sei unbewacht, der unterlag einem tödlichen Irrtum. Gregori hatte überall seine empfindlichen Alarmanlagen eingebaut. Sensoren, die jede Annäherung eines Fremden meldeten.

Dann stand bereits der riesenhafte Nubier bereit.

Ahmed Gregori war ein Mann, bei dem der wilde Vollbart sofort ins Auge fiel. Er umwallte den unteren Teil seines Gesichts wie ein dunkler Wattebausch. Dafür wuchsen auf seinem Schädel weniger Haare. Die paar, die ihm geblieben waren, hatte er jedoch straff nach hinten gekämmt, und sie sahen aus, als wären sie auf der Schädelplatte festgeleimt worden.

Wie immer trug er seinen alten dunkelbraunen Anzug und ein fleckiges Hemd. Auf Äußerlichkeiten hatte der Ägyptologe noch nie großen Wert gelegt, ihm war es egal, wie er auf andere Menschen wirkte.

Die Schreie verstummten.

Ahmed Gregori schaute den Nubier an. »Ich schätze, du kannst ihn jetzt holen!«

Der Schwarze nickte.

Er war ein Koloß. Der Kopf sah aus wie eine blanke braune Kugel. Augenbrauen besaß er nicht. Ein Feuer hatte sie auf dem Gewissen. Sie waren seither nicht wieder nachgewachsen. Der Nubier trug nur weite Hemden und ebensolche Hosen. In normale Kleidung paßte sein gewaltiger Körper nicht hinein.

Als Waffen hatte er seine Fäuste, und – wenn die nicht ausreichten –, eine speziell geknüpfte Lederschnur, die immer griffbereit in seiner Hosentasche steckte. Auf Schußwaffen verzichtete er völlig.

Trotz seines massigen Körpers bewegte er sich schnell und flink wie eine Gazelle.

»Was soll ich tun, Herr?« fragte der Schwarze in der Zeichensprache.

»Du wirst ihn holen und wegschaffen!«

»Ja, Herr!«

Der Nubier wartete ab, bis Gregori die Tür aufgeschlossen hatte.

Furchtlos betrat der Ägyptologe das Gewölbe.

Die Sylphen sahen ihn und wichen sofort zurück. Sie gehorchten ihm, und wieder einmal spürte Gregori die Macht, die ihm in die Hand gegeben war. Er hatte diese Horrorkäfer dressiert, sie gehorchten seinen Befehlen blind.

Die Käfer wichen zurück.

Neben dem Toten blieb Gregori stehen. Er schaute auf ihn hinab und schüttelte den Kopf. »Narr! Elender Narr. Warum mußtest du auch so etwas versuchen!«

Der Schwarze kam. Lautlos trat er neben seinen Meister. Er hatte bereits eine Decke geholt, in die er die Leiche einwickelte.

»Wirf sie in den Fluß!« ordnete der Ägypter an. »Die Fische sollen sich um ihn kümmern.«

Der Nubier nickte.

Während er das Kellergewölbe verließ, zogen sich die Käfer wieder in die Käfige zurück.

Gregori aber schaute sie an. Jeden einzelnen kannte er. Jeder war ihm ans Herz gewachsen. »Ja«, flüsterte er. »Ihr werdet bald eure Freiheit haben. In der nächsten Nacht schon. Ich sehe keinen Grund mehr, euch in den Käfigen zu lassen. Die Sylphengötzen sind wieder auferstanden, ein Kult kommt wieder, der jahrelang verschollen war. Freut euch mit mir, das uralte Ägypten lebt!«

Nach diesen Worten verließ Ahmed Gregori den Keller. Er war vollauf zufrieden.

***

Als Polizeibeamter hat man so gut wie kein Privatleben. Das gilt nicht nur für mich, da möchte ich auch die anderen Kollegen auf der Welt mit einschließen.

Man ist praktisch immer im Dienst.

Mandra Korab und ich saßen kaum in meinem Bentley, als sich das Telefon meldete.

Ich warf dem Inder einen verzweifelten Blick zu. »Da siehst du es, mein Lieber. Man läßt mir keine Ruhe.«

Mandra lächelte. »Geh schon ran.«

Ich hob ab.

Sir James Powell meldete sich. Er mußte sich räuspern, bevor er sprach. »Da sind Sie ja endlich.«

»Sorry, Chef, aber ich…«

»Ich weiß, daß Sie Mr. Korab abgeholt haben, aber das schieben Sie mal zur Seite. Fahren Sie nach Chiswick.«

»Das liegt sogar auf der Strecke.«

»Deshalb habe ich Sie ja auch angerufen.«

»Und was gibt es dort zu sehen?« fragte ich.
»Eine Leiche.«
»Seit wann kümmern wir uns um normale Leichen, Sir?«
»Erstens ist es keine normale Leiche, sondern, wie man mir sagte, eine schrecklich zugerichtete, und zweitens waren Sie gerade in der Nähe. Sie fahren dort am besten zum Themseknick. Ich habe Ihr Kommen schon angekündigt.«
»Danke, Sir.«
»Und melden Sie, was es gegeben hat.«
»Selbstverständlich.«
Damit war das Gespräch beendet.
Mandra Korab lächelte. »Ich sehe schon, du bist ein vielgefragter Mann.«
Ich winkte ab. »Weniger wäre mir lieber.«
Chiswick liegt bereits außerhalb Londons. Bis zu diesem Ort führte der Motorway 4. Natürlich war der Betrieb entsprechend, denn vom Flughafen her fuhr alles über diese Straße nach London herein.
Ich kam nicht so von der Stelle, wie ich es mir vorgestellt hatte.
Mandra Korab saß neben mir und sagte nichts. Er schaute nur hin und wieder aus dem Fenster.
Ich erzählte dann von Suko, Shao und Bill Conolly. Mandra kannte den Chinesen noch nicht, ebenso seine Freundin. Bill war ihm bekannt, er wußte auch, daß der Reporter Vater geworden war. Ich hatte es ihm geschrieben.
In Chiswick selbst war der Weg hinunter zum Fluß überhaupt nicht zu verfehlen. Dafür sorgten zahlreiche Schilder, denn die Uferwiesen waren im Sommer ein sehr beliebter Badeort.
Wir ließen den Wagen in einer schmalen Straße stehen, an dessen Ende sich das Gelände zum Ufer hin öffnete.
Die Wiesen waren voll. Kein Wunder bei diesem Wetter. Trotzdem konnte man es aushalten, denn am Wasser wehte immer eine frische Brise.
»Willst du mit?« fragte ich den Inder.
»Natürlich.«
Wir schritten über den dürftigen Grasboden. Ich hatte auch schon gesehen, wo die Leiche angetrieben worden sein mußte, denn dort war eine große Menschenmenge versammelt.
Zudem sah ich zwei Polizeiwagen, die bis dicht an das Wasser herangefahren waren.
Es war uns kaum möglich, den Ring der Neugierigen zu durchbrechen. Als wir es geschafft hatten, standen baumlange Bobbys vor uns, die uns scharf anblickten.
»Hier geht es nicht weiter«, sagte sie bestimmt.
Ich zeigte meinen Ausweis.

Wir durften passieren.
Der Mann, der die Untersuchung leitete, war mir nicht bekannt.
Er war etwa in meinem Alter, trug einen zerknitterten Anzug und hatte sich die Krawatte unter das Revers der Jacke geschoben. Der Fluß selbst lag wie flüssiges Blei in der Sonnenglut. Schwer wühlten sich die Schiffe durch die Wellen. Die Lastkähne waren hoch mit Containern beladen und wurden von flotten Motorbooten immer wieder überholt.
»Sind Sie Sinclair?« sprach mich der Mann im zerknitterten Anzug an.
»Ja.«
Der Knabe kaute auf seinen Schnurrbartenden. »Ich heiße Wilkins«, sagte er.
»Angenehm.«
Wilkins deutete auf den Inder. »Was haben Sie denn da für einen Vogel mitgebracht?«
Ich schluckte. Wilkins kam mir verdammt arrogant vor, und das mochte ich gerade. »Ich bin es gewohnt, daß man höflicher zu meinen Freunden ist«, erwiderte ich. »Vor allen Dingen, wenn Polizeibeamte ihn ansprechen.«
Wilkins lachte. »Okay«, meinte er. »Lassen wir das. Wenn sie die Leiche sehen, vergessen Sie die Höflichkeit. Ken!« rief er und wandte sich um. »Nimm mal die Decke weg!«
Die Decke war eine Plane, und als sie abgehoben wurde, zuckte ich zurück.
Ersparen Sie mir eine Beschreibung, es war wirklich scheußlich.
Mandra Korab trat an meine Seite.
Er hatte ebenfalls den Blick gesenkt, in seinem Gesicht regte sich kein Muskel, nur in seine Augen war ein harter Glanz getreten.
Ich wandte mich ab. »Es ist gut«, sagte ich zu Wilkins.
Die Leiche wurde wieder verdeckt.
Automatisch fuhr meine Hand in die Tasche, doch Wilkins hatte meine Gedanken erraten und reichte mir eine Zigarettenpackung.
Dankend nahm ich ein Stäbchen.
Während ich den blaugrauen Rauch aus den Nasenlöchern entweichen ließ, fragte ich: »Wer hat das getan? Welche Bestie tut so etwas?«
»Da sagen Sie etwas«, murmelte Wilkins.
»Einen Verdacht haben Sie nicht?«
»Nein. Außerdem ist die Leiche auch nicht hier in den Fluß geworfen worden. Sie wurden angeschwemmt.«
»Man kann aber berechnen, wo man sie hineingeworfen hat.«
»Sicher.«
»Veranlassen Sie das bitte!«

Wilkins winkte ab. »Damit beschäftigen sich bereits die Experten, mein Lieber.«

Die Polizisten hatten es durch Unterstützung neu angekommener Kollegen geschafft, die Neugierigen zurückzudrängen. Es gab heftige Proteste, doch die Bobbys ließen sich nicht beirren. Sie waren solche Einsätze gewohnt und hatten darin Routine.

Ich rauchte und hing meinen Gedanken nach. Auch Mandra schien zu merken, was mit mir los war, denn er sprach mich nicht an.

Dieser Mord war ein scheußliches Verbrechen, das stand fest.

Nur – wer hatte es begangen? Ein Mensch? Konnte ein Mensch wirklich zu so etwas fähig sein? Das war die große Frage, die mich beschäftigte. Wenn man die Geschichte durchforstete, gab es genügend Parallelen. Ich dachte da an »Jack the Ripper«, einen Killer, der seine Opfer auch so behandelt hatte und der nie gefaßt werden konnte.

Sollten wir es mit solch einem Psychopathen zu tun haben? Oder steckte gar etwas völlig anderes dahinter, eine Macht, mit der ich mich beschäftigen mußte, also dämonisches Treiben und Wirken?

»So nachdenklich?« sprach mich Wilkins an.

Ich trat die Zigarette aus. »Ja, ich suche nach einem Motiv. Weiß man bereits, wer der Tote ist?«

»Nein.«

»Keine Ausweise?«

Wilkins schüttelte den Kopf.

»Ein normaler Mensch läuft mit Papieren herum«, sinnierte ich.

»Bei dem Toten sind keine gefunden worden. Entweder hat er sie verloren oder bewußt nicht mitgenommen.«

»Wenn letzteres zutrifft, kann man annehmen, daß der Tote in seinem Leben nicht gerade auf gesetzlichen Pfaden gewandelt ist«, folgerte mein Kollege.

Ich stimmte ihm zu.

»Vielleicht ein Killer«, murmelte Wilkins.

»Kann auch ein Dieb und Einbrecher gewesen sein«, schwächte ich seine Vermutung ab.

»Möglich.« Wilkins drehte sich um und schaute zu, wie die Leiche in einer Wanne wegtransportiert wurde. Der Arzt kam auf uns zu. Er zog seine Gummihandschuhe aus und verstaute sie in einem Seitenfach seines Koffers.

»Können Sie schon was sagen, Doc?« fragte Wilkins.

Der Mediziner hob die Schultern.

»Es ist schwer, auf jeden Fall ist der Mann noch keine 24 Stunden tot. Vielleicht die Hälfte, unter Umständen auch etwas länger. Ich werde ihn noch genauer untersuchen, das Ergebnis bekommen Sie auf den Schreibtisch.«

Wilkins nickte.
Jemand stieß mich in die Seite. Es war Mandra Korab. »Schau mal auf das Wasser«, sagte er und streckte dabei seinen rechten Arm aus.
Ich tat ihm den Gefallen.
»Siehst du das Motorboot mit den grün gestrichenen Aufbauten?«
»Natürlich.«
»Und auch den bärtigen Mann am Heck?«
»Ja. Was soll das?«
»Den Kerl kenne ich. Das ist kein anderer als mein Freund Ahmed Gregori…«

***

Ich blickte Mandra an und dann wieder zum Boot hin, das mit langsamer Fahrt an uns vorbeipflügte.
»Hast du dich auch nicht getäuscht?«
Der Inder schüttelte den Kopf.
»Aber warum sollte Gregori hier auf der Themse herumkutschieren?« fragte ich.
»Vielleicht ein Zufall?« Mandra stellte die Frage so, daß man heraushören konnte, wie sehr er von eigenen Zweifeln geplagt wurde.
Auch mir war klar, daß dies kein Zufall sein konnte. Gregori hatte in seinem Boot die Stelle bewußt passiert. Nur – aus welchem Grund? Wußte er bereits, daß Mandra Korab nach London gekommen war, und hatte er ihn schon beobachtet?
Das war eine Möglichkeit, doch es gab noch eine zweite.
Vielleicht hatte dieser Gregori etwas mit dem Mord zu tun und wollte sich überzeugen, ob die Leiche schon gefunden war. Diese Alternative war zwar sehr unwahrscheinlich, doch ich hatte in meinem Job schon Dinge erlebt, die mit dem menschlichen Verstand kaum zu erfassen waren. Da gingen oft Glück, Zufall und logisches Folgern ein Bündnis ein.
»Wie können wir ihn fassen?« fragte der Inder.
Ich hatte eine Idee. »Komm mit«, sagte ich hastig.
Wilkins wunderte sich, daß wir so plötzlich, ohne uns zu verabschieden, wegrannten. Wie liefen zu meinem Wagen, der in der Sonne briet. Ich griff sofort zum Telefon und stellte eine Verbindung mit der River Police her.
Dort kannte man meinen Namen.
Mit wenigen Worten erklärte ich meinen Plan. Die Kollegen spielten auch mit und versprachen mir, das Boot zu stoppen. Wenn es soweit war, wollten sie sich melden.
Ich berichtete Mandra vom Ergebnis meines Anrufs. Der Inder lächelte. »Das klappt ja ausgezeichnet bei euch.«
»Ja, manchmal läuft alles Hand in Hand.«

Wir blieben nicht auf dem Fleck stehen, sondern fuhren in die Richtung, die auch das Boot genommen hatte. Also stromabwärts.

Wenn der Anruf der River Police eintraf, waren wir wenigstens in der Nähe.

»Ich überlege die ganze Zeit, was dieser Gregori an der Fundstelle zu suchen gehabt hat«, sagte der Inder. »Für mich ist das kein Zufall, dahinter steckt System.«

»Solltest du recht haben, dann gibt es auch eine Verbindung zwischen Gregori und dem Toten.«

Mandra schaute mich an. »Sollte Ahmed Gregori den Mann vielleicht umgebracht haben?«

»Wer weiß?«

Unsere Gespräche wurden unterbrochen, weil sich das Autotelefon meldete.

»Sinclair!«

»Okay, Kollege, wir haben das Boot gestoppt. Beeilen Sie sich. Lange können wir ihn nicht festhalten. Wir haben als Vorwand eine Rauschgiftfahndung genommen. Außerdem hat er sich das Boot mitsamt Kapitän geliehen, und den Eigner kennen wir. Ein integrer Mann.« Er gab noch die genaue Position durch, und ich bedankte mich bei dem hilfsbereiten Kollegen.

Auf der Uferstraße fuhren wir weiter. Nach Chiswick wurde sie schmaler, machte nicht jeden Knick des Flusses mit, so daß ich die Themse hin und wieder aus den Augen verlor.

Wir fuhren durch eine kleine Ortschaft, deren Namen ich nicht kannte. Die paar Häuser standen wie hingeworfen in er Gegend herum. Es gab eine schmale Straße, die direkt zum Flußufer führte.

In die bog ich ein, denn hier ungefähr mußte die Stelle sein, die der Kollege mir angegeben hatte.

Der Bentley schaukelte über den Weg. Querrinnen und kleine Schlaglöcher machten ihm zu schaffen. Als wir freie Sicht hatten, entdeckte ich auch den Uniformierten. Er wartete schon.

Ich stoppte, wir stiegen aus dem Wagen und liefen auf den Mann zu. Die beiden Boote lagen mehr in der Flußmitte. Der freundliche Polizist war mit einem Schlauchboot zum Ufer gefahren.

Wir stiegen ein.

Der Heckmotor des Schlauchbootes blubberte auf, knatterte dann, und die Fahrt ging ab.

Über eine Leiter stiegen wir an Bord des Polizeibootes. Dort warteten nicht nur die Beamten der River Police, sondern auch Ahmed Gregori. Seine Augen wurden groß, als Mandra Korab an Bord kletterte. Demnach hatte der Ägyptologe den Inder sofort erkannt.

Mandra sagte nichts.

Gregori war nicht allein. Neben ihm stand eine Gestalt, vor der man

sich fürchten konnte. Ein hünenhafter Neger mit blankem Oberkörper, der fettig glänzte. Die Muskelpakete waren nicht zu verachten, und wenn ich in das Gesicht des Mannes schaute, wurde mein Blick von zwei völlig gefühlskalten Augen erwidert.

Mit dem Burschen war nicht gut Kirschen essen. Vielleicht war er sogar der Mörder des Unbekannten. Doch ich wollte keinerlei Vorurteile hegen und verbannte die Gedanken aus meinem Hirn.

Wir wurden von dem Kommandanten des Polizeibootes begrüßt, dann überließ ich Mandra Korab die Initiative.

Er kam jedoch nicht dazu, etwas zu sagen, denn Gregori giftete sofort los. Sein Zeigefinger wies auf den Kommandanten. »Was will dieser Inder hier?«

»Sie kennen mich also?« fragte Mandra sanft.

»Ja.«

»Sie geben ferner zu, daß Sie einige Zeit bei mir gewohnt haben, Mr. Gregori.«

»Das streite ich nicht ab.«

»Dann wissen Sie auch, daß man Gastfreundschaft nicht so erwidert wie Sie.«

Gregoris Augenbrauen zogen sich zusammen! »Werden Sie bitte deutlicher!«

Mandra lächelte. »Das mache ich gern. Sie waren es, der meinen Rubin gestohlen hat.«

Schweigen. Nur das Klatschen der Wellen an die Bordwand war zu vernehmen. Tief holte Ahmed Gregori Luft. Seine Augen wurden noch dunkler. Er warf seine Antwort uns förmlich entgegen.

»Es ist eine Unverschämtheit, was Sie da behaupten. Haben Sie Beweise für diese Annahme? Ich habe Ihren komischen Stein nicht gestohlen. Ich bin Wissenschaftler, kein Verbrecher. Und ich werde mir überlegen, ob ich nicht gerichtlich gegen Sie vorgehe.«

»Das können Sie gern tun, Mr. Gregori«, erwiderte Mandra Korab kühl. »Nur möchte ich zuerst meinen Stein zurückhaben.«

»Den besitze ich nicht.«

»Darf ich mich davon überzeugen?«

Die Frage stand im Raum, und der Ägyptologe dachte nach. »Wie soll ich das verstehen?«

»Vielleicht besuche ich Sie einmal?«

Gregori warf seinem Leibwächter einen schnellen Blick zu. Für einen winzigen Moment glaubte ich, ein wissendes Grinsen auf seinem Gesicht zu sehen. Dann wurde daraus ein Lächeln, und Ahmed Gregori erwiderte: »Natürlich können Sie zu mir kommen, Korab. Ich lade Sie sogar ein, mein Gast zu sein. Wann darf ich mit Ihnen rechnen?«

»Noch heute.«

»Ich habe nichts dagegen.« Er lachte, aber es klang nicht echt.

Eher hinterhältig, wissend und gemein. Mandra mußte auf der Hut sein, doch er würde nicht allein zu diesem Kerl gehen. Ich wollte ihn begleiten.

Ahmed Gregori schaute sich um. »Ist sonst noch etwas?« fragte er und reckte aggressiv sein Kinn vor.

»Ja, ich habe noch eine Frage«, sagte ich.

Gregori blickte mich herausfordernd an. »Wer sind Sie überhaupt, Mister?«

Ich stellte mich vor.

»Ein Bulle!«

Ich blieb weiterhin freundlich. »Wir wollen doch nicht in den Slang der 70er Jahre verfallen. Das Wort Bulle ist aus der Mode gekommen.«

»Was wollen Sie also?«

»Darf ich vielleicht den Grund Ihrer Reise erfahren?«

»Ja. Es ist schönes Wetter, und da habe ich mir ein Boot gemietet, um ein wenig auf der Themse spazierenzufahren. Ist das verboten?«

»Nein, natürlich nicht.«

»Na also.«

»Die angeschwemmte Leiche haben Sie nicht zufällig gesehen?«

»Welche Leiche?« konterte er.

»Sie sind ziemlich langsam an der Fundstelle vorbeigefahren«, erklärte ich, »da hätte Ihnen die Menschenversammlung eigentlich auffallen müssen.«

»Ist sie mir aber nicht.« Er grinste frech. »Noch etwas, Mr. Polizist?«

»Nein, nein, schon gut.«

»Kann ich jetzt weiterfahren?«

»Selbstverständlich.«

Ahmed Gregori warf dem Inder noch einen Blick zu. »Wir sehen uns ja später.«

Mandra nickte.

Der Ägyptologe und sein Leibwächter stiegen von Bord. Der Schwarze hatte bisher kein Wort gesprochen, sondern nur geschaut.

Doch seine Blicke sagten mehr als tausend Worte. Aus ihnen sprach der reine Haß. Ich ahnte jetzt schon, daß ich mit diesem abgebrochenen Riesen noch heftig aneinandergeraten würde. Wohl war mir dabei nicht. Da ich Ahmed Gregori zum erstenmal gesehen und nun mit ihm gesprochen hatte, konnte ich den Inder verstehen.

Dieser Kerl war auch mir nicht ganz geheuer. Er konnte gar nicht so gut schauspielern, um sein schlechtes Gewissen zu verbergen.

»Ist bei Ihnen alles klar?« fragte mich der Kommandant.

»Sicher.« Ich bedankte mich noch einmal für die Unterstützung, dann wurden wir wieder ans Ufer gefahren.

Als wir festen Boden unter den Füßen hatten, fragte Mandra Korab: »Was hältst du von ihm?«

Ich öffnete die Fahrertür. »Du hast recht. Dieser Gregori ist nicht astrein.«
»Das war noch positiv ausgedrückt.«
»Und du willst ihm einen Besuch abstatten?«
Mandra nickte. »Ja, heute abend.«
»Erlaubst du, daß ich dich begleite?«
Der Inder lächelte. »Das erlaube ich nicht nur, das hoffe ich sogar.«
Ich fuhr an. Während wir in Richtung London rollten, mußte ich immer wieder an den Toten denken. Er ging mir einfach nicht aus dem Kopf. Welcher Mensch war in der Lage, einen anderen auf diese schreckliche Art und Weise umzubringen?
Ich fand einfach keine Erklärung, weil ich es keinem Menschen zutraute.
Von der Lösung jedoch war ich meilenweit entfernt…

***

Die Sylphen wurden unruhig!
Hatten sie bisher in ihren Käfigen gehockt, so waren sie nicht mehr dazu zu bewegen, sich dorthin zu begeben. Etwas war geschehen, ein Ereignis, auf das sie lange genug gewartet hatten.
Man hatte ihnen ein Opfer überlassen. Sie durften töten. Und nun hatten sie Blut geleckt.
Uralte Triebe und Instinkte, die längst verschüttet waren, erwachten nun. Es schien, als würde die Vergangenheit auferstehen, und dazu trugen auch die beiden Löwenmenschen bei, die in der Höhle als stumme Wächter lauerten. Sie waren ebenfalls ein Relikt aus der Vergangenheit, und sie gehörten zu den Göttern, denen die Sylphen ihre Existenz verdankten und denen sie deshalb gehorchten.
Immer wieder schlugen sie ihre gefährliche Zangen gegeneinander. Die dabei entstehenden Geräusche waren eine mörderische Musik. Sie wiesen aber auch auf die Unruhe dieser Käfer hin, auf den Trieb, der kaum noch zu unterdrücken war.
Die Sylphen wollten raus!
Drei von ihnen hielten sich an der Tür auf. Sie kratzten mit ihren Beinen über das Holz, schlugen mit den Zangen dagegen, doch die Tür widerstand ihren Bemühungen ebenso, wie sie denen des Einbrechers standgehalten hatte.
Auch die restlichen drei näherten sich nun der Tür und versuchten es. Doch die ersten wollten keinen Platz machen. Sie verteidigten ihren Platz und ließen sich auch nicht verdrängen, als sie von ihren Artgenossen mit den Scheren attackiert wurden.
Ein Kampf entbrannte.
Die Sylphen selbst konnten sich mit den Scheren nicht verletzen, ihre gepanzerte Haut war zu stark. Sie konnten sich höchstens gegenseitig

umwerfen, aber Sieger gab es keine.

Die unheimlichen Tiere wurden erst ruhig, als sie Schritte hörten.

Sofort ließen sie voneinander ab und bauten sich im Halbkreis vor der Tür auf.

Ein Schlüssel drehte sich im Schloß.

Die Tür schwang auf.

Ahmed Gregori stand auf der Schwelle. Hinter ihm wuchs wie eine Drohung der Körper des Nubiers auf. Stumm und gefährlich…

Aber auch in die Augen des Ägyptologen war ein gefährlicher Glanz getreten, als er auf seine Diener schaute. »Da seid ihr ja«, flüsterte er heiser. »Ihr lieben Tierchen. Ja, ich merke, wie unruhig ihr herumlauft, aber die Zeit der Gefangenschaft ist vorbei. Ihr werdet frei sein. Heute noch, jetzt und gleich…«

Es schien, als hätten die Sylphen ihren Herrn verstanden, denn sie lösten den Kreis auf und wollten an Gregori vorbei durch die offene Tür entfliehen.

Der Wissenschaftler breitete die Arme aus. »Halt!« rief er. »Nicht weiter!«

Die Käfer gehorchten, standen still.

Gregori begann zu reden. »Ihr wißt um eure Aufgabe!« rief er in den Keller hinein. »Euch ist bekannt, wer unsere Feinde sind. Alle Menschen, die nicht unserer Religion angehören, die euch töten wollen. Kommt ihnen zuvor. Bewacht dieses Haus, in dem die Löwengötter bald auferstehen werden, um ein neues Geschlecht zu gründen. Die letzten beiden Löwenmenschen warten nur darauf. Und ich habe zwei Opfer ausgesucht. Wenn sie erscheinen, schafft sie her, und tötet jeden, der euch in die Quere kommt.«

Die Sylphen bewegten sich nicht, doch sie schienen die Worte verstanden zu haben.

Ahmed Gregori gab den Weg frei, indem er zurücktrat.

Auch der Nubier folgte ihm.

Die Riesenkäfer verließen das große Kellerverlies. Gregori wartete ab, bis auch der letzte an ihm vorbeigegangen war, dann schloß er die Tür wieder ab.

Er schaute seinen Freunden nach, wie sie die Stufen der Treppe hochkrabbelten. Er rieb sich die Hände; ja, mit diesen Dienern war er unschlagbar.

Die Leiche des Einbrechers hatten sie gefunden. Jetzt würden sie überlegen, wer wohl der Mörder gewesen sein könnte. Auf die Wahrheit würden sie nie kommen.

Nur der Inder paßte nicht in seinen Plan. Mit ihm hatte er nicht gerechnet. Sehr gut noch konnte er sich an Korab erinnern und auch an den Stein, den er ihm entwendet hatte. Doch den gab es nicht mehr. Gregori hatte ihn verkauft und für einen Teil des Erlöses dieses

Haus hier erworben.

Aber der Inder sollte kommen. Ihm würde man einen gebührenden Empfang bereiten, falls die Käfer ihn nicht vorher töteten.

Denn jetzt waren sie frei, und wenn die Dunkelheit hereinbrach, wollten sie ihren Aktionsradius ausweiten. Wehe dem, der ihnen dann über den Weg lief. Er war verloren.

»Soll ich ihn töten?« fragte der Nubier in der Zeichensprache.

»Den Inder?«

Nicken. Ahmed schüttelte den Kopf. »Nein, ich habe es mir überlegt. Er ist lebend wertvoller. Wenn er in mein Haus kommt, werde ich ihn in das Verlies sperren, wo er mit den Löwinnen allein ist.«

»Und der andere?« deutete der Nubier.

Da hatte der Schwarze einen wunden Punkt angesprochen. Über Sinclair wußte Gregori nicht viel. Ihn konnte er nicht richtig einordnen. Dieser Mann war zwar vom körperlichen her nicht solch ein Bulle wie der Nubier, trotzdem durfte man ihn nicht unterschätzen.

Ahmed Gregori hatte einen Blick für gefährliche Männer, und der blondhaarige Polizist war ein harter Typ.

»Wenn er mitkommt, wirst du dich um ihn kümmern!« befahl Gregori seinem Diener.

Der Nubier nickte, und in seinen Augen glitzerte die reine Mordlust…

***

Jack Burtles war zwar kein Förster, aber er hatte sein ganzes Leben in der Natur verbracht. Als kleiner Junge schon war er die meiste Zeit im Wald. Sein Vater war Holzfäller und wohnte praktisch an seinem Arbeitsplatz.

Burtles jedoch wollte nicht die harte Arbeit verrichten, er schlug den Berufsweg des Försters ein. Bis zum Förster hatte er es aber nicht gebracht, doch er erfüllte die gleichen Aufgaben wie dieser Mann. Sein Revier befand sich nördlich von London, in einem Landkreis mit der Bezeichnung Islington. Dort war er für den Forst zuständig. Sein eigentlicher Vorgesetzter lag nur noch auf dem Krankenlager. Burtles rechnete damit, daß er jeden Tag sterben würde.

Unter seiner Leitung arbeiteten gut ein halbes Dutzend Waldarbeiter.

50 Jahre zählte Jack Burtles, seine Frau war acht Jahre jünger.

Auch sie liebte die Natur, und da sie viel Zeit hatte, begleitete sie ihren Mann oft bei seinen Kontrollgängen durch den Forst.

Auch an diesem späten Nachmittag hatten sich beide fertiggemacht. Jack verzichtete auf seine Jacke, weil es ihm zu stickig war.

Sein Gewehr nahm er jedoch mit.

»Bist du fertig, Lena?« rief er zum Schlafraum hinüber.

»Ja.« Lena kam. Sie war etwas korpulent, hatte ein rosiges Gesicht

und trug das fahlblonde Haar kurz geschnitten.

Auch sie war wanderfest gekleidet. Festes Schuhwerk, Kniebundhose und eine karierte Bluse aus strapazierfähigem Stoff. Wenn es sich eben ermöglichen ließ, begleitete Lena ihren Mann. Sie war eine gute Hilfe denn sie hatte im Laufe der Jahre reichlich Erfahrungen gesammelt, und ihre Tips waren manchmal Gold wert.

Draußen stand ihr Wagen. Ein Range Rover, mit der grünen Farbe des Waldes gestrichen. Mit diesem Fahrzeug unternahmen sie ihre Rundfahrten, doch es war nicht so, daß sie sich nur auf den Rover verließen, nein, einen Großteil der Strecke gingen sie schon zu Fuß.

Jack Burtles hatte bereits den Motor gestartet. Lena ließ sich auf den Beifahrersitz fallen und knallte die Tür zu.

Ab ging es.

Das Revier reichte bis über die Londoner Stadtgrenze. Es war ziemlich ausgedehnt, und auch der Wildbestand konnte sich sehen lassen. Burtles hatte immer dafür gesorgt, daß nicht zu viele Tiere abgeschossen wurden.

Im Herbst, wenn die großen Jagden stattfanden, war sein Revier sehr beliebt. So mancher Politiker hatte schon seinen Fuß über Burtles Hausschwelle gesetzt und in seiner Wohnung einen kräftigen Schluck zur Brust genommen.

Sie blieben auf dem Hauptweg. Im Wald war es noch schwüler als auf dem freien Feld. Unter den Baumkronen staute sich die Hitze wie ein unsichtbarer Damm. Obwohl sie die Fenster des Führerhauses heruntergekurbelt hatten, brachte der Fahrtwind kaum Kühlung.

Es blieb stickig.

»Die Sonne hat mir einen zu fahlen Glanz«, bemerkte Lena. »Ich glaube, wir bekommen noch ein Gewitter.«

Ihr Mann nickte. »Da kannst du recht haben.«

»Sind wir bis dahin zurück?«

Jack Burtles lächelte schmal. »Natürlich. Ich habe nicht vor, im Wald zu übernachten.«

»Was willst du überhaupt dort?«

»Es gibt einige Bäume, die bald reif zum Fällen sind und die ich noch kennzeichnen muß. In den nächsten Tagen komme ich nicht dazu, heute ist die letzte Gelegenheit.«

»Fahren wir auch in die Nähe dieses Hauses?« fragte Lena.

»Du meinst zu Mr. Gregori?«

»Ja.«

»Sicher. Da müssen sogar die meisten Bäume abgeholzt werden. Dort hat sich in den letzten Jahren zuviel verfilzt. Die kleineren Pflanzen können kaum atmen.«

Lena schüttelte sich. »Also ich habe keine Lust, mir diesen Kerl anzusehen.«

»Warum nicht?«
»Er ist mir nicht ganz geheuer.«
»Ach, du mit deinen Vorurteilen. Mr. Gregori ist seltsam, das gebe ich zu. Aber auch Einzelgänger haben ein Existenzrecht.«
»Das bestreitet ja keiner. Nur ist mir dieser Gregori unsympathisch. Ich kann nichts dagegen machen. Ebenso ergeht es mir mit seinem Diener.«
Jack Burtles warf seiner Frau einen lächelnden Blick zu. »Du solltest toleranter sein, meine Liebe.«
»Das versuche ich.«
Das Ehepaar fuhr noch auf dem Hauptweg. Er war ziemlich breit, und da es lange nicht mehr geregnet hatte, war die Fahrbahn auch trocken. Eingefressene Reifenspuren zeugten davon, daß des öfteren Fahrzeuge diese Strecke fuhren.
Rechts und links des Weges wuchsen die Bäume dicht an dicht.
Die einzelnen Zwischenräume sahen seltsam dämmrig aus, kaum Sonnenlicht drang durch das Blätterdach.
Sie erreichten eine Lichtung, wo Baumstämme zersägt und aufgestapelt wurden.
Jack hielt kurz an.
Zwei Arbeiter schauten ihm entgegen. Der Forstmeister sprach mit den Männern und erkundigte sich, wann die Bäume abtransportiert werden konnten.
»In den nächsten beiden Tagen!«
Burtles war zufrieden. »Ich schicke euch dann einen Wagen vorbei.«
»Aber jetzt machen wir Feierabend.«
»Okay«, sagte der Forstmeister. »Meine Frau und ich haben noch zu tun. Ich kreide Bäume an, die in diesem Jahr gefällt werden müssen, darüber bekommt ihr noch näher Bescheid.«
Die Männer nickten.
Das Ehepaar Burtles fuhr weiter. Den größten Teil der Strecke hatten sie hinter sich. Nach etwa 500 Yards bogen sie vom Hauptweg ab und stellten den Wagen auf einem schmalen Seitenpfad ab.
»Aussteigen!« rief Burtles.
Lena kam lachend der Aufforderung ihres Mannes nach. Sie trug auch die Tasche mit den Arbeitsutensilien.
Die beiden verschwanden im Wald. Zwei Stunden konzentrierter Arbeit lagen vor ihnen. Danach hatten sie es geschafft, und sie waren auch geschafft.
Aufatmend kehrten sie zu ihrem Wagen zurück.
»Mein lieber Himmel!« stöhnte Lena. »Ich hätte nie gedacht, daß so viele Bäume anfällig geworden sind.«
»Tja, die Umwelt macht viel kaputt«, erwiderte ihr Mann und schraubte den Verschluß der Teekanne ab. »Hier, nimm erst mal einen

Schluck. Das tut gut.«
Lena und Jack tranken. Der Förster stützte seine Ellenbogen auf die Oberschenkel. »Sollen wir weitermachen oder zurückfahren?«
Lena lächelte verschmitzt. Sie deutete durch das Blätterdach zum Himmel. »Es ist noch nicht dunkel, und wie ich deine Arbeitswut kenne, willst du weitermachen.«
»Eigentlich ja«, gab Jack zu.
»Okay, packen wir's an!«
»Aber wir begeben uns jetzt in die Gegend, wo auch dieser Gregori wohnt.«
»Das ist mir egal.«
Jack schlug seiner Frau auf die Schultern. »Los, Zeit ist Geld.« Er klemmte sich wieder hinter das Lenkrad und rangierte den Range Rover auf den breiten Weg zurück.
Sie mußten einige Bogen fahren, überquerten einmal die normale Zufahrtsstraße und sahen auch rechts von ihnen das Haus liegen.
Dann wieder nahmen ihnen die Bäume die Sicht auf das Gemäuer.
Es wurde dunkler.
Von Westen her schob sich die graue Wand der Dämmerung heran, die Sonne verblaßte noch mehr und würde bald nicht mehr zu sehen sein.
»Wir müssen uns beeilen«, sagte Jack, »wenn wir die Bäume noch anzeichnen wollen.«
»Dann trennen wir uns«, schlug seine Frau vor.
Jack hob überrascht die Brauen. »Das ist ein guter Vorschlag. Da schaffen wir es wirklich schneller.«
»Du traust mir aber viel zu«, bemerkte seine Frau.
»Ich habe dich gut angelernt.«
Mit diesen Worten verabschiedete sich der Forstmeister von seiner Frau. In einer Stunde wollten sie sich wieder am Wagen treffen.
Das Gewehr nahm Jack Burtles mit. Nicht weil er damit rechnete, angegriffen zu werden, es war eine alte Waidmannstradition, die Waffe immer bei sich zu haben. Es war eine Zwillingsbüchse, und Jack konnte damit umgehen. Er hatte bei einigen Wettbewerben schon Preise geholt.
Dieser Gregori war auch ihm nicht sehr sympathisch. Aber er hatte sich angewöhnt, vorurteilsfrei zu denken.
Jack drang tiefer in den Wald. Er schaute sich die Bäume an, nickte oft zufrieden, fürchte auch hin und wieder die Stirn. Manch alte Riesen waren vom Smog der Riesenstadt London gezeichnet. Jahrhunderte hatten sie überdauert, doch die umweltfeindliche neue Zeit setzte auch ihrem Leben ein Ende. Dagegen mußte man unbedingt etwas unternehmen, nur war es so verdammt schwer, die Verantwortlichen aufmerksam zu machen. Gesprochen und

versprochen wurde viel, Weniges allerdings nur gehalten.
Plötzlich blieb Jack stehen.
Er war zuvor so in seine Arbeit vertieft gewesen, daß er auf die ihn umgebende Umwelt gar nicht so geachtet hatte. Nun fiel ihm die Ruhe auf, die in diesem Waldstück herrschte.
Wo sonst die Tiere der Nacht erwachten, herrschte Schweigen.
Alles war still.
Unnatürlich still…
Jack Burtles hatte sich soeben die Rinde einer alten Eiche angeschaut und trat nun einen Schritt zur Seite. Sichernd schaute er in die Runde.
Grüngraues Dämmerlicht umgab ihn. Er konnte kaum noch den Himmel sehen, das Blätterdach über ihn war einfach zu dicht. Die Luft war zusätzlich schwül und feucht. Die Kleidung fühlte sich klamm an. Ein Gewitter lag in der Luft.
Waren deshalb die Tiere so still? Hatten sie vielleicht Angst vor dem großen Donnerschlag?
Eigentlich unwahrscheinlich, denn ein Gewitter gehörte zum normalen Kreislauf der Natur. Irgend etwas anderes mußte die Tiere erschreckt haben.
Dem Forstmeister rieselte plötzlich eine Gänsehaut über den Rücken. Mehr unbewußt nahm er die Flinte von seiner Schulter und hielt sie schußbereit in den Händen.
Langsam ging er vor.
Das Brechen der trockenen Zweige unter seinen Füßen klang unnatürlich laut in der Stille. Der Wald schien zum Schweigen verdammt zu sein. Nur die Mücken tanzten unbeirrt weiter.
Von Minute zu Minute wurde es dunkler. Die Umrisse verschwammen, genaue Konturen waren kaum auszumachen. Jack Burtles dachte plötzlich an seine Frau. Auch sie befand sich in dem Waldstück. Jetzt hätte er sie gern an seiner Seite gehabt.
Jack bohrte seine Blicke in das Dämmerlicht. Er suchte im Unterbewußtsein nach einer Gefahr, sie war auch vorhanden, doch nicht vor, sondern über ihm.
Auf einem Baum hockte der Riesenkäfer!
Schon die gesamte Zeit über hatte er Jack Burtles nicht aus den Augen gelassen. Für ihn war dieser Mann ein potentielles Opfer, und er durfte auch killen.
Jetzt und gleich.
Der Käfer hockte in einer Astgabel, er rutschte jetzt ein Stück vor, damit er sich direkt über dem Forstmeister befand.
Und Jack Burtles hörte das schabende Geräusch!
Er verharrte, riß den Kopf in den Nacken und schaute nach oben.
Da ließ sich der Käfer fallen!
Jack Burtles sah nur mehr etwas Großes, Schwarzes auf sich

herniedersausen, er wollte noch sein Gewehr hochreißen, dazu kam es nicht mehr.

Der Käfer fiel genau auf ihn.

Er war groß, und er hatte sein Gewicht. Jack wurde zu Boden gedrückt, er nahm einen strengen, aber auch faulen Geruch wahr, wollte sich herumwälzen, doch da spürte er einen Fuß des Käfers auf seiner Brust.

Das Bein nagelte Jack am Boden fest.

Plötzlich bekam er keine Luft mehr. Er gurgelte auf, wollte sich drehen, doch gegen die Kraft der unheimlichen Bestie kam er nicht an.

Über sich hörte er ein Klappern, wußte jedoch nicht, was dieses Geräusch zu bedeuten hatte. Jack war voll und ganz damit beschäftigt, sich aus den Klauen des Käfers zu befreien.

Es gelang ihm, den Gewehrlauf herumzudrücken. Mit der Mündung stieß er gegen den Leib des Riesentieres, leider gelang es ihm nicht, den Finger um den Abzug zu legen. Seine Lage war einfach zu ungünstig.

Der Käfer zog sich zurück.

Seine Beine stakten über den Leib des Mannes, und Jack schöpfte wieder etwas Hoffnung.

Er konnte sich aufrichten.

Da sah er die beiden Scheren dicht vor sich, und sie waren geöffnet. Plötzlich wußte er, was das Klappern zu bedeuten hatte, und ihm war auch klar, in welch einer Gefahr er schwebte.

Gellend schrie er um Hilfe.

Im gleichen Moment klappte die rechte Schere zu. Der Mann bekam seine Schulter nicht schnell genug aus der Gefahrenzone und spürte den beißenden Schmerz.

Er sah das Blut aus der Wunde quellen und bekam einen Schock.

Der Käfer griff weiter an.

Blindlings schlug Jack mit dem Gewehr zu, er traf den Kopf des Tieres und hämmerte den Lauf gegen eine der Scheren.

Die Bestie zuckte zurück. Sie war von der Gegenwehr irritiert worden.

Das nutzte Jack Burtles aus.

Im Liegen schwang er seine Flinte herum, fand den Abzug und feuerte. Der Schuß dröhnte in seinen Ohren, die Mündung spie die Kugel aus, sie traf auch, doch dann weiteten sich die Augen des Forstmeisters in ungläubigem Staunen.

Das Geschoß war zwar gegen den Panzer des Käfers geprallt, es hatte ihn jedoch nicht durchdrungen. Nur an der Aufschlagstelle zeigte sich ein heller Streifen.

Jack Burtles war so geschockt, daß er vergaß, ein zweites Mal abzudrücken.

Das nutzte der Käfer aus.
Blitzschnell war er über dem Mann. Wieder klappten die Scheren zu. Diesmal trafen sie tödlich.
Jacks Schrei erstickte noch im Ansatz, als er die gefährliche Waffe des Käfers dicht vor seinem Gesicht auftauchen sah. Eine Sekunde später, fiel der Forstmeister in den Schacht des Todes, aus dem es kein Entrinnen mehr gab…

***

Auch Lena Burtles nahm ihre Aufgabe sorgfältig wahr. Wie es Jack ihr beigebracht hatte, schaute sie sich die einzelnen Bäume genau an, machte sich hin und wieder Notizen oder hinterließ ein Zeichen an den Stämmen.
Daß sie sich in der Nähe des Landhauses bewegte, fiel ihr gar nicht auf. Lena mochte den neuen Besitzer zwar nicht, aber sie hatte noch nie zu den Personen gehört, die sich bei Dunkelheit fürchteten, wenn sie durch den Wald gingen.
Die Natur war ihr Freund. Und die Tiere des Waldes taten ihr auch nichts.
Nur diesmal verhielten sie sich still.
Seltsam still…
Es war der Frau natürlich auch aufgefallen, doch sie dachte nicht weiter darüber nach. Sie gab sich mit der Erklärung eines bevorstehenden Gewitters zufrieden.
Lena arbeitete weiter. Sie war so in ihre Aufgabe vertieft, daß sie nicht auf ihre Umgebung achtete.
Aber sie wurde beobachtet.
Der Käfer lauerte bereits…
Er hatte sich im Unterholz verkrochen und ließ die Frau keinen Moment aus den Augen.
Zufällig fiel Lenas Blick auf die Uhr.
Himmel, sie hatte nur noch wenige Minuten Zeit, um zum Treffpunkt zurückzukehren.
Wie die Zeit doch verrann!
Zudem war die Dämmerung hereingebrochen, die sich innerhalb des Waldes bereits zur Dunkelheit verdichtete. Wenn Lena es noch schaffen wollte, mußte sie sich beeilen.
Hastig drehte sie sich um.
Genau in dem Augenblick, als der Käfer sein Versteck verlassen wollte. Als er die Frau in die entgegengesetzte Richtung laufen sah, zögerte er.
Lena Burtles rannte.
Und dann blieb sie abrupt stehen.
Sie hatte einen Schuß gehört. Das dumpfe Echo hallte durch den

Wald und erreichte auch ihre Ohren.
Lena hatte bei ihrem Mann gelernt. Sie konnte auch die einzelnen Gewehrarten unterscheiden. Der Schuß, den sie gehört hatte, war aus der Waffe ihres Mannes aufgeklungen.
Gefahr!
Jack befand sich in Gefahr. Denn niemals schoß er ohne Grund.
Lena spürte, wie ihr Herz schneller schlug. Zum Glück wußte sie, wo sich ihr Mann ungefähr aufhalten mußte. Und in diese Richtung hetzte sie los.
Diesmal trieb sie die Angst voran und beschleunigte ihre Schritte.
Unbewußt brachte sie den Schuß mit der Existenz des Hauses und dessen Besitzers in Verbindung. Sie glaubte, daß dieser Gregori auf ihren Mann getroffen und mit ihm im Streit geraten war. Hoffentlich ist Jack nichts zugestoßen, betete sie. Hoffentlich nicht…
Sie lief nicht auf den Wegen, sondern quer durch das Gelände. So kürzte sie ab, auch wenn dieser Weg beschwerlicher war als der normale.
Die Beine wurden immer schwerer. Unter diesen dichten Wipfel war die Luft für Anstrengungen dieser Art das reinste Gift. Ihre Lungenflügel pumpten, manchmal drehten sich auch Kreise vor den Augen der Frau.
Lena Burtles mußte pausieren, ob sie es wollte oder nicht. Erschöpft lehnte sie sich gegen einen Baumstamm. Für einen Moment schloß sie die Augen. Ihren Herzschlag spürte sie im Hirn, das Blut rauschte durch ihre Adern und war als dumpfes Brausen in ihren Ohren zu vernehmen.
Lena riß sich zusammen und lief weiter. Sie mußte den Platz bald erreicht haben, lange würde sie nicht mehr zu laufen haben. Mehr torkelnd als laufend bewegte sie sich voran.
Und dann stieß sie gegen etwas Weiches. Sie konnte nicht sofort stoppen und wankte darüber hinweg. Mit den Händen hielt sie sich an einem niedrig hängenden Ast fest, drehte sich und schaute zurück.
Dort lag ein Toter!
Ihr Mann!
Weit riß sie die Augen auf. Das kalte Entsetzen sprang die Frau an wie ein wildes Tier. Plötzlich klapperten ihre Zähne aufeinander, als würden Fieberschauer ihren Körper peinigen.
Sie sah die Leiche, und sie erkannte nur an der Kleidung, daß Jack vor ihr lag.
»Nein!« schluchzte sie und schüttelte wild den Kopf. Wie eine riesige Woge kam der Schmerz. Für einen Moment sah es so aus, als würde Lena neben dem Toten zusammenbrechen, doch irgend etwas trieb sie herum.
Lena Burtles warf sich in den Wald hinein. Laut schreiend rannte sie

weg von dem Platz des Grauens.

Die Flucht war ihr Glück, und der lauernde Käfer sah sich um ihr zweites Opfer betrogen…

***

Eigentlich hatte ich schon früher fahren wollen, doch Sir Powell bat mich noch einmal zu sich.

Vor seinem Schreibtisch nahm ich Platz.

»Bitte berichten Sie«, sagte mein Chef.

Viel war es nicht, was ich ihm zu sagen hatte. Der Superintendent sah es auch ein und nickte bedeutsam.

»Dann steht es also gar nicht fest, ob dieser Mord in Ihren Bereich fällt.«

»Nein, Sir.«

»Bleiben Sie trotzdem am Ball. Ich habe das Gefühl, daß mehr hinter der Sache steckt.« Mit einem Tuch wischte Sir Powell über seine Stirn. Er trug trotz der Hitze einen korrekt sitzenden Anzug und hatte eine Krawatte umgebunden.

»Ich hätte mich auch so einfach nicht aus dem Rennen werfen lassen, Sir.« erwiderte ich. »Dieser Gregori ist mir nicht ganz geheuer. Und sein Leibwächter auch nicht.«

Sir Powell hob mit spitzen Fingern ein Blatt hoch. »Ich habe über den Mann nachforschen lassen. Es liegt nichts Negatives gegen ihn vor. Die Fachwelt lobt ihn sogar in den höchsten Tönen.«

»Das hat nicht viel zu bedeuten.«

»Gut, wie Sie meinen.«

Mit diesen Worten war ich entlassen. Auf dem Flur kam mir die schwarzhaarige Glenda entgegen.

»Heute machen Sie sich rar«, sagte meine Sekretärin.

»Der Streß hält mich gefangen.«

»Man sieht's Ihnen direkt an.«

Glenda trug eine Weinflasche in der Hand. Ich zeigte darauf.

»Für wen ist die denn bestimmt?«

»Eine Kollegin hat Geburtstag. Da will ich ihr die Flasche schenken.«

»Wissen Sie, wer der Beschützer aller Weinhändler ist?« fragte ich.

»Nein.«

Ich grinste. »Der Panschen Lama.«

Ihr Lachen hörte ich noch, als ich bereits meine Bürotür aufzog.

Ich nahm Waffen mit. Meine Beretta, das Kreuz und die Gnostische Gemme. Die Sachen mußten reichen, obwohl mir das Kreuz bei meinem letzten Fall nicht geholfen hatte. Die Samurais zeigten sich immun gegen das christliche Symbol.

Ich war froh, aus meinem Büro verschwinden zu können, denn die Luft dort war nicht gerade etwas für eine fröhliche Lunge. Die

Klimaanlage war nämlich defekt, und da konnte man es in den kleinen Räumen kaum aushalten.

Mit dem Bentley fuhr ich zu dem Hotel, wo Mandra Korab abgestiegen war.

An der Rezeption wußte man schon Bescheid. Einer der Angestellten erklärte mir, daß der Inder bereits auf mich wartete.

Ich fuhr hoch.

Als ich Mandras Zimmer betrat, blieb ich überrascht stehen. Der Inder war zu einem anderen Menschen geworden. Er hatte sich umgezogen. Zwar schmückte der Turban noch immer seinen Kopf, doch am Körper trug er jetzt ein gelbes Gewand, das mehrere Male gewickelt war.

Und er hielt ein Kurzschwert in der Hand.

»Was ist das denn?« fragte ich erstaunt.

Mandra steckte das Schwert weg. »Ich habe vorhin meditiert«, erklärte er mir, »und während der Meditation Dinge gesehen, die eine große Gefahr darstellen.«

»Genauer.«

»Das kann ich leider nicht sagen. Die Gefahr war zu abstrakt. Ich weiß nur, daß sie von diesem Gregori ausging. Mehr konnte ich nicht sehen. Tut mir leid.«

Manch einer hätte über Mandra gelacht, ich jedoch hütete mich, denn schließlich wußte ich, daß die indischen Geheimlehren, die Korab zum großen Teil kannte, unendliche Möglichkeiten boten.

Es gab tatsächlich in diesem großen Subkontinent Gurus, die Telekinese oder Telepathie beherrschten.

»Hast du dich auch bewaffnet?« fragte der Inder.

»Ja.«

»Dann ist es gut.«

Ich deutete auf das Schwert. »Wie hast du es durch den Zoll bekommen?«

»Es ist mir gelungen, den Zöllner zu hypnotisieren«, erwiderte er einfach.

Ich schluckte. Diese Möglichkeiten hätte ich auch gern gehabt, aber leider besaß ich solche Kräfte nicht.

»Können wir?« fragte Mandra.

»Immer.«

Wir verließen das Zimmer und fuhren mit dem Lift nach unten.

Mandra Korab wurde angestarrt, aber das störte ihn nicht. Neben mir schritt er zum Ausgang hin.

Das Hotel besaß einen eigenen kleinen Parkplatz für Besucher.

Dort hatte ich den Bentley abgestellt.

Die Schwüle hatte zugenommen. Es roch förmlich nach einem Gewitter. Weit im Westen wurde der Himmel dunkel. Doch das Grau

war bereits von einem schwefelgelben Schein überlagert.

Die Menschen auf den Gehsteigen zeigten einen apathischen Gesichtsausdruck. Jedem machte das Wetter zu schaffen. Durch die Windstille konnten die Abgase kaum abziehen, was sich auch auf die Gesundheit niederschlug.

Wir stürzten uns in den Abendverkehr. Es war eine Qual, durch London fahren zu müssen. Zweimal gerieten wir in einen Unfallstau. Dann endlich erreichten wir den Stadtrand.

Ich atmete auf.

»Ist es noch weit?« fragte der Inder.

»Nein, jetzt geht es zügiger.«

Ich fuhr auf der breiten Straße meistens rechts, überholte Lastwagen und sah zu, daß ich das Tempo beibehielt.

Wir mußten in den Kreis Islington. Er grenzte direkt an den Riesenmoloch London.

»Kennst du die genaue Lage des Hauses?« fragte ich Mandra.

Der Inder nickte. »Ich habe mir eine gute Karte besorgt.« Er griff in sein umhangähnliches Kleidungsstück und holte sie hervor.

»Gut vorbereitet«, lobte ich ihn.

Mandra lächelte nur.

Er war anders als sonst, ernster, konzentrierter. Die Meditation mußte ihn doch stärker mitgenommen haben, als er es zugeben wollte. Was hatte Mandra wirklich gesehen?

Ich sprach ihn noch einmal darauf an.

»Wirklich nichts Konkretes, John«, erwiderte er. »Ich würde dich nicht anlügen.«

»Okay.« Mit dieser Antwort gab ich mich zufrieden.

Die Gegend wurde ländlicher. Längst standen die Häuser nicht mehr so dicht beisammen. Es lagen Gärten dazwischen, und in dieser Jahreszeit blühten die bunten Sommerblumen.

Man hatte einen weiten Blick. Vor uns hoben sich wie Scherenschnitte die drei Schornsteine einer Fabrik ab. Dahinter stand eine dunkle Wand. Dort begann der Wald. Und da lag auch schon Islington, unser Ziel.

Wir fuhren durch ein Neubaugebiet. Als wir es hinter uns hatten, waren die Straßen merklich leerer. Viele Pendler wohnten in den neuen Häusern.

Immer weiter kroch die Dämmerung vor. Wie ein gefräßiges Tier, das nicht mehr aufzuhalten ist. Die Sonne war nicht mehr zu sehen.

Dunkle Gewitterwolken verdeckten sie.

Ich schaltete das Licht ein. Zu Hunderten klatschten Mücken und Schmeißfliegen gegen die breite Frontscheibe des Bentley. Ich spülte und ließ die Wischer wandern.

Der Schmier verteilte sich nur.

Mandra Korab warf hin und wieder einen Blick nach draußen und verglich dann seine Eindrücke mit der auf seinen Knien liegenden Karte. »Fahr mal langsamer«, bat er mich.

Ich verringerte die Geschwindigkeit, und sagte: »Wir sind noch nicht da.«

»Das weiß ich. Nur habe ich hier eine Abkürzung gesehen«, klärte er mich auf. »Die können wir nehmen.«

Ich hatte nichts dagegen.

»Die nächste links«, sagte Mandra.

Ich fuhr noch langsamer und bog dann ab. Es war wirklich eine schmale Straße, die kaum den Namen verdiente. Wie eine Schlange wand sie sich zwischen Kornfeldern und Wiesen hindurch auf den Wald zu, wo auch das Haus des Ägyptologen liegen mußte.

Darauf war ich wirklich gespannt. Wir hatten uns bereits einen Plan zurechtgelegt. Und zwar würden wir nicht gemeinsam das Haus betreten, sondern nur Mandra Korab. Ich wollte in der näheren Umgebung bleiben und den Bau beobachten.

Wenn Mandra sich nicht nach einer Stunde meldete, würde ich ihn suchen.

Alles war gut geplant, doch erstens kommt es anders und zweitens als man denkt.

Der Wald nahm uns auf. Die Dämmerung wurde zur Dunkelheit.

Die beiden Scheinwerfer rissen helle Bahnen in die Finsternis. In den Lichtlanzen tanzten Hunderte von Insekten ihre bizarren Reigen. Die Bäume standen sehr dicht. Fast wuchsen manche Zweige über der Fahrbahn zusammen, so daß man das Gefühl haben konnte, durch einen grünen Tunnel zu fahren.

So groß hatte ich mir den Wald nicht vorgestellt.

»Hier müßte gleich die Abzweigung kommen«, meinte Mandra Korab.

»Sag mir nur früh genug Bescheid.«

Der Inder nickte.

Eine Kurve. Langgestreckt. Sie schien kein Ende nehmen zu wollen. Ich fuhr noch langsamer. Der Motor war kaum zu hören. Er lief seidenweich.

»Halt mal an!« sagte Mandra plötzlich.

Ich stoppte und schaltete gleichzeitig die Warnblinkanlage ein.

»Was ist denn los?« fragte ich.

Statt einer Antwort drückte Mandra Korab bereits die Beifahrertür auf und stieg aus.

Ich folgte ihm.

Und jetzt hörte ich es.

Schreie!

Grell und spitz stachen sie durch den Wald. Zuvor hatte ich sie nicht

vernommen, aber Mandra Korab – er mußte Ohren wie ein Luchs haben – hatte sie gehört.

Es war ein Mensch, der da schrie. Und zwar drangen die Schreie rechts von uns aus dem Wald.

Sofort hetzte Mandra los.

Es war nicht mehr nötig, denn eine Frau stolperte durch das Unterholz auf die Fahrbahn.

Ich bekam einen Schreck, als ich sie im Licht der Scheinwerfer genauer sah.

Ihr Gesicht war nur noch eine von Grauen und Angst entstellte Grimasse. Sie hatte die Arme halb erhoben, brüllte verzweifelt, und als Mandra sie festhalten wollte, riß sie sich mit fast unmenschlichen Kräften los.

Bevor sie die Straße überqueren konnte, sprang ich ihr in den Weg. An der Schulter bekam ich sie zu packen und schleuderte sie herum. Sie fiel zu Boden, sprang sofort hoch, da hielt ich sie fest.

Die Frau schrie immer noch und trat nach mir. Ich mußte zum Radikalmittel greifen und schlug ihr zweimal ins Gesicht.

Das Schreien verstummte.

Plötzlich schaute sie mir ins Gesicht. Groß und tränennaß waren ihre Augen. In den Pupillen spiegelte sich die Panik.

»Was ist denn los?« herrschte ich sie an.

»Jack, mein Mann, tot…«

Mir lief es kalt den Rücken hinunter.

»Wo?«

Sie deutete nach hinten.

»Können Sie uns die Stelle zeigen?«

»Nein, ich… ich kann nicht mehr. Es ist zu schlimm. Er ist tot. Die Bestie hat ihn …« Weinend brach sie zusammen.

Ich nickte Mandra Korab zu. »Bleib du hier. Ich sehe mir die Sache an.«

»Und der Besuch bei ihm?«

Da hatte der Inder recht. Wenn wir uns jetzt um die Frau kümmerten, verzögerte sich alles, und unser Plan wurde über den Haufen geworfen. Andererseits konnten wir diese hilflose Person auch nicht allein lassen.

»Ich gehe schon vor«, sagte der Inder.

Er wollte sehen, wie die Frau reagierte. »Wollen Sie hier im Wagen auf mich warten?«

Sie nickte.

Das war gut. Ich fuhr den Bentley dicht an den Straßenrand, bat die Frau, einzusteigen und schloß alle Türen. Ich unterwies sie auch in der Entriegelung.

Sie nickte nur, sagte kein Wort, und ich hoffte, daß sie alles begriffen

hatte. Aus dem Kofferraum nahm ich eine starke Taschenlampe. Mandra stand neben mir, als ich die Klappe wieder zuschlug.

»Ich gehe dann«, sagte der Inder.

»Okay, viel Glück.«

»Danke. Glaubst du, daß die Leiche, von der die Frau gesprochen hat, etwas mit Gregori zu tun hat?«

Ich nickte heftig. »Das nehme ich stark an. Und deshalb überlege es dir, Mandra. Laß uns lieber zusammen gehen…«

»Nein, John, ich habe ältere Rechte.«

Der Inder verschwand. Ich schaute ihm nach, bis die Dunkelheit ihn verschluckt hatte. Dann sah ich nach der Frau. Apathisch hockte sie im Wagen und stierte durch die Scheibe. Die Hände hatte sie in ihren Schoß gelegt, die Finger waren ineinander verkrallt, die Wangen naß von den Tränen.

Ich ging los.

Es ist nicht jedermanns Sache, durch einen nächtlichen Wald zu spazieren, vor allen Dingen dann, wenn es ein völlig fremdes Gelände ist. Hier war ich noch nie, hier kannte ich mich nicht aus, und die Frau war auch nicht in der Lage gewesen, mir die genaue Richtung anzugeben, die ich gehen mußte.

So konnte ich mich einzig und allein auf mein Glück verlassen.

Die Taschenlampe hielt ich eingeschaltet in der rechten Hand. Der Strahl tanzte bei meinen Schritten auf und nieder, er machte den Rhythmus mit, wippte über Unterholz und Baumstämme, riß Zweige und Äste aus der Dunkelheit.

Nur meine Schritte waren zu hören, sonst nichts.

Das machte mich stutzig. Ich bin zwar kein Trapper oder Waldläufer, doch ich wußte, daß auch ein nächtlicher Wald nicht ruhig war, ebenso wie der Dschungel. Es gab zahlreiche Tiere, die erst bei Dunkelheit richtig erwachten und auch lärmten.

Das war in diesem Stück nicht der Fall.

Hier war alles still.

Was mir wiederum überhaupt nicht paßte, denn ich kannte solche Anzeichen, sie deuteten zumeist auf eine Gefahr hin. Der Instinkt der Tiere ist da wesentlich besser entwickelt als das Bewußtsein der Menschen.

Ich wurde noch vorsichtiger.

Immer wieder blieb ich stehen, schaute mich um und leuchtete im Kreis.

Nichts, außer im Lichtstrahl tanzende Insekten. Aber keine Leiche. Ich ging weiter. Entfernte mich dabei mehr von der Straße, sah einen schmalen Wildwechselpfad und schritt diesen entlang. Manchmal mußte ich mich durch das Unterholz wühlen, schob sperrige Zweige mit den Händen zur Seite und trat auch hoch gewachsenes Farnkraut

nieder.

Fast 20 Minuten waren vergangen. Ich wollte noch einmal zehn hinzugeben, traf ich dann nicht auf den Toten, würde ich kehrtmachen.

Plötzlich hörte ich das Rascheln.

Augenblicklich blieb ich stehen, lauschte.

Dabei knipste ich die Lampe aus, denn ich wollte keine Zielscheibe für irgendeinen heimtückischen Killer abgeben. Zusätzlich ging ich noch in die Knie.

Wieder vernahm ich das Rascheln.

Jetzt, da ich mich konzentrierte, hatte ich auch die Richtung bemerkt. Es war vor mir aufgeklungen, und es schien doch weiter entfernt zu sein.

Vorsichtig schlich ich weiter. Schritt für Schritt bewegte ich mich voran, leuchtete nach links und rechts und strahlte mit dem Licht auch den Boden an.

Da sah ich etwas blitzen.

Direkt vor mir war der Lampenschein auf einen Gegenstand gefallen, der nicht hierhergehörte.

Es war ein Gewehr!

Das brünierte Metall des Laufs hatte den Lichtreflex erzeugt. Wo die Waffe lag, fand ich vielleicht auch den Besitzer. Von dieser Voraussetzung ging ich aus.

Zwei Schritte.

Und da sah ich ihn.

Mein Gott…

Voll fiel der Strahl der Lampe auf die Gestalt. Sie ähnelte der Toten am Themseufer. Hart preßte ich die Lippen zusammen. Meine Zähne knirschten aufeinander, ich führte die Lampe ein wenig nach rechts, der Schein streifte das Unterholz, dann einen Baumstamm, und im nächsten Augenblick sah ich den Mörder des Mannes. Es war ein riesiger Käfer!

***

Scharf zog ich die Luft durch die Nase ein. Im ersten Moment wollte ich das Bild nicht glauben, das sich meinen Augen bot, doch es war keine Täuschung. Vor mir stand ein gewaltiger Käfer. Aus zwei Augen glotzte er mich an. Er reichte mir etwa bis zur Hüfte, ich zählte sechs Beine und zwei Fühler, die sich in der Spitze zu Zangen erweiterten.

Ein scheußliches Bild.

Der Käfer bewegte sich. Dabei streiften Zweige über seine Panzerhaut und erzeugten kratzende Geräusche, die bei mir eine Gänsehaut auf dem Rücken erzeugten.

Zwei Riesenkäfer!

Wo kamen sie her, wieso konnten sie entstehen? Ich habe bewußt zwei Käfer gesagt, denn links von dem ersten sah ich einen unförmigen Schatten und wußte, daß sich dort ein weiteres Untier aufhielt. Es wollte mich wahrscheinlich auch töten.

Ich ging einen Schritt zurück, hakte rasch die Lampe an meinem Gürtel fest und zog die Beretta. Sechs Silberkugeln steckten in ihrem Magazin. Mit normaler Munition war den Tieren wohl nicht beizukommen, vielleicht mit geweihten.

Die Scheren des ersten Käfers klapperten gegeneinander. Wohl eine Art Startsignal, denn plötzlich bewegte er sich sehr schnell. Ich war sein Ziel.

Sofort senkte ich meinen Arm, zielte auf den Schädel des Rieseninsekts, drückte ab und sah, daß die Kugel am Panzer abprallte.

Sie hatte ihm nichts anhaben können.

Jetzt wurde es kritisch, denn das verdammte Biest war höchstens noch zwei Yards entfernt. Und was mit einem Menschen geschah, der ihnen unterlegen war, das hatte ich zweimal gesehen.

Dicht vor meinem Gesicht klappten die Scheren zusammen, ich duckte mich, tauchte zur Seite weg, kam hinter einem Baumstamm wieder hoch und legte erneut an.

Diesmal zielte ich auf das Auge des Riesentiers.

Im gleichem Moment bewegte sich über mir im Baum der dritte Käfer. Und wie ein Stein ließ er sich fallen…

***

Lena Burtles war mit ihren Nerven am Ende. Völlig erledigt hockte sie in dem fremden Wagen und starrte durch die breite Scheibe in die Dunkelheit.

Ihre Blicke waren ebenso leer wie ihr Innerstes. Für Lena war eine Welt zerbrochen. Nach dem Tod ihres Mannes stellte sie alles in Frage, doch sie fand keine Antworten. Sie war nicht fähig dazu, vielleicht wollte sie auch gar nicht danach suchen, sondern sich nur treiben lassen. Einfach die Realität vergessen, sich treiben lassen, irgendwohin…

Möglich, daß alles nur ein Traum war. Daß sie einen widerlichen Alptraum hatte, der sie unendlich plagte, und aus dem sie nur schwerlich erwachen konnte.

Sie hob den Blick.

Für einen Moment wurden ihre Pupillen wieder klarer, sie nahm die Umgebung wahr, roch das Leder der Sitze, und ihr wurde bewußt, daß sie in einem fremden Wagen saß und alles kein Traum war.

»Lieber Himmel«, flüsterte sie. »Ich… ich habe ihn verloren. Jack ist nicht mehr …«

Sie weinte wieder. Ihr Kopf sank nach vorn. Das Schluchzen

schüttelte ihren Körper. Wieder tauchte das grausame Bild vor ihren Augen auf. Sie sah den am Boden liegenden Toten – ihren Mann…

»Nein…«, knurrte sie tief in der Kehle. Es glich schon mehr einem Röhren, und wild schüttelte sie den Kopf.

Es war still um sie herum. Nur ihr eigenes Weinen vernahm die Frau des toten Forstmeisters.

Dann jedoch hörte sie ein anderes Geräusch, was gar nicht in die Umgebung passen wollte.

Etwas kratzte am Wagen.

Lena erstarrte. Leicht geduckt und angespannt blieb sie sitzen, konzentrierte sich auf das Geräusch und hoffte, daß es sich wiederholte.

Das geschah in der Tat.

Abermals kratzte etwas über das Blech.

Jetzt hatte die Frau das Geräusch genau lokalisiert. Es war am hinteren Kotflügel aufgeklungen.

Die Frau drehte den Kopf und peilte durch die Scheibe. Sie schaute zwar nach draußen, erkannte jedoch nichts, weil es zu dunkel war.

Das Kratzen begann erneut.

Diesmal jedoch wesentlich stärker und auch rascher hintereinander. Lena hatte das Gefühl, als würde jemand über die Haube des Kofferraums laufen.

Sie verrenkte sich fast den Kopf, kniete auf den Sitz und schaute durch die Heckscheibe.

Ein Schatten.

Ja, in Höhe des Kofferraums bewegte sich ein Schatten, der noch dunkler war als die Finsternis.

Bisher hatte Lena von dem Mörder ihres Mannes nichts gesehen, sie ahnte nicht, welch ein Monster Jack umgebracht hatte, und auch jetzt konnte sie nichts Genaues erkennen, doch sie spürte instinktiv die Gefahr, die von diesem Schatten ausging.

Er wollte was von ihr.

Und er bewegte sich weiter. Über die Heckscheibe hinweg schlich er und gelangte aufs Dach.

Tack, tack, tack…

Len Burtles hörte die Geräusche, als das Wesen über das Wagendach wanderte. Ihr Herz schlug schneller, die Angst war größer geworden. Bei den ersten Kratzgeräuschen hatte sie angenommen, daß vom Wind bewegte Zweige über die Karrosserie gestreift wären, doch nun war sie eines Besseren belehrt worden.

Sie dachte an den blondhaarigen Mann, in dessen Wagen sie saß.

Warum war er denn nicht hier? Warum ließ er sie allein zurück?

Ahnte er nichts von der Gefahr, die ihr drohte?

Die Geräusche waren verstummt. Das unbekannte, von Lena noch

nicht identifizierte Wesen verhielt sich still.

Wie lange?

Lena verdrehte die Augen und schaute nach oben, als könnte sie durch das Dach schauen. Sie hatte die Hände zu Fäusten geballt, die Fingernägel gruben sich in die Handballen, doch sie spürte keinen Schmerz, die Angst überlagerte alles.

Da, wieder das Kratzen.

Doch diesmal woanders.

Nicht über ihr, sondern vorn am Wagen. War der erste Schatten lautlos weitergewandert?

Nein, das war er nicht. Als Lena durch die Scheibe starrte, sah sie den zweiten. Sie riß den Mund auf, doch kein Schrei drang aus ihrer Kehle.

Das Entsetzen machte sie stumm.

Zwei Wesen hatten sie eingekreist.

Das Grauen kam von verschiedenen Seiten. Plötzlich war der zweite Schatten ebenfalls verschwunden. Aber Lena sah ihn schnell wieder, und ihre Panik steigerte sich.

Der Schatten kroch an der Beifahrerseite hoch, erreichte das Fenster, und glotzte ins Innere.

Jetzt erst löste sich ein gellender Schrei aus der Kehle der Frau.

Sie hatte den Schatten erkannt.

Es war ein Riesenkäfer!

Lena Burtles schüttelte den Kopf. Ihre Haare flogen. Und als der Käfer mit seinen Vorderfüßen gegen die Scheibe trommelte, da war es mit Lenas Beherrschung vorbei.

Schreiend warf sie sich auf den Fahrersitz und vergrub ihr Gesicht in das Leder.

Der Käfer aber ließ sich nicht abhalten. Er schien zu wissen, daß sich innerhalb des Wagens eine hilflose Person befand und damit für ihn ein Opfer.

Seine harten Füße trommelten gegen das Glas. Sie erzeugten ein wildes Stakkato, aber noch hielt die Scheibe.

Auch der erste Käfer wollte nicht mehr auf dem Autodach bleiben, er hatte erkannt, daß das Metall seinen Bemühungen doch einen zu großen Widerstand entgegensetzte.

Er rutschte an der Fahrerseite herab.

Lena Burtles hatte ihren Kopf etwas erhoben, die Augen verdreht, und sie sah auch den zweiten Käfer.

Das Riesentier plumpste zu Boden, richtete sich sofort wieder auf und trommelte ebenfalls von außen her gegen das Fenster.

Dabei war es nur eine Frage der Zeit, wann es den beiden Sylphen gelingen würden, die Scheiben zu zerstören…

***

Ich hörte zwar etwas, doch ich reagierte zu langsam und kam nicht schnell genug weg.

Der Käfer fiel auf mich.

Es war ein harter Schlag, der mich traf. Ich wurde nach vorn geschleudert und fiel zu Boden. Auf meinem Rücken spürte ich die harten Füße des Riesentieres und vernahm über mir das klackende Geräusch, als die Scheren gegeneinanderklappten.

Das machte mich munter.

Mein Entsetzen hatte ich längst überwunden. Mit einer wütenden Bewegung warf ich mich herum, zog gleichzeitig die Beine an und drückte die Füße unter den Leib des Riesentieres.

Dann schnellten sie vor.

Von der Wucht wurde der Käfer in die Luft geschleudert, fiel wieder nach unten und prallte gegen seinen Artgenossen, der ebenfalls auf mich zudrängte.

Sekundenlang hatte ich Luft, weil die beiden Tiere mit sich selbst beschäftigt waren.

Doch es gab noch den dritten.

Der wollte mich angreifen.

Ich hatte die Beretta in der Hand behalten, zielte auf seine Augen und feuerte.

Daneben.

Haarscharf wischte die Kugel an einem Auge vorbei. Sie stoppte den Käfer zwar für einen Augenblick, doch seinen Vorwärtsdrang konnte sie nicht aufhalten.

Ich verfeuerte die dritte Kugel.

Und diesmal traf ich.

Das Silbergeschoß drang in das Auge der Höllenkreatur und zerstörte es. Plötzlich war der Käfer halbblind – er drehte durch.

Auf der Stelle kreiselte er herum, seine Scheren klapperten wild gegeneinander, er war völlig von der Rolle.

Ich stürzte auf die beiden anderen Riesentiere zu, doch bevor ich zu einem Schuß kam, wichen sie auseinander und verschwanden im Unterholz.

Sollte ich sie verfolgen?

Nein, ich blieb.

Der dritte Käfer rannte gegen einen Baum. Dabei brach eine Schere ab. Die zweite ratschte über die Rinde, dann prallte der Käfer mit dem Kopf gegen den Stamm.

Es knirschte und knackte.

Ich brauchte nicht mehr einzugreifen, das Riesentier starb.

Erleichtert atmete ich auf. Jetzt aber wußte ich, wie die beiden Männer ums Leben gekommen waren.

Die Käfer hatten sie getötet.

Nie im Leben hätte ich damit gerechnet.
Mir zitterten nachträglich die Knie, wenn ich daran dachte, und ich glaubte auch zu wissen, wem diese Monster gehorchten.
Ahmed Gregori!
Und Mandra Korab war bei ihm. Der Inder befand sich also in allerhöchster Gefahr. Was sollte ich tun?
Ich mußte zu ihm. So schnell wie möglich. Aber da war noch die Frau. Sie konnte ich auch nicht allein lassen. Eine Fahrt ins nächste Dorf hätte zuviel Zeit gekostet, wo es auf jede Sekunde ankam.
Ich schob die Entscheidung hinaus, wollte erst zu meinem Wagen zurück, dort konnte man dann weitersehen.
Angegriffen wurde ich auf dem Rückweg nicht. Die Riesenkäfer hatten sich zurückgezogen. Wahrscheinlich war ich ihnen nicht ganz geheuer. Der Weg war leicht zu finden, und ich brauchte nicht einmal die Hälfte der Zeit.
Die letzten Yards lief ich schneller, erreicht die Straße, sah den Wagen und…
Wie angewurzelt blieb ich stehen, und in meinem Magen krampfte sich alles zusammen.
Die Frau war nicht mehr allein. Zwei Riesenkäfer attackierten den Wagen und waren dabei, die Scheiben einzuschlagen…

***

Für Mandra Korab bedeutete es nichts Außergewöhnliches, sich in einer fremden Umgebung zurechtzufinden. Auch die Dunkelheit machte ihm nichts aus. Der Inder hatte scharfe Augen.
Und er sah auch sehr schnell den trüben gelben Schein, der durch das Blattwerk der Bäume schimmerte.
Das mußte das Haus sein.
Mandra ging schneller. Er hatte einen federnden Gang, und er trampelte nicht wie ein Elefant durchs Unterholz, sondern ging so gut wie lautlos. Mit todsicherem Instinkt wich er herumliegenden Ästen und Zweigen aus, bewegte sich geschmeidig über aus dem Boden ragenden Astwurzeln hinweg und kam seinem Ziel immer näher.
Dann sah er das Haus.
Mandra Korab blieb am Waldrand stehen. Obwohl über dem Eingang eine Lampe brannte, konnte ihr Schein den düsteren Gesamteindruck des Gebäudes doch nicht vertreiben.
Die meisten Ecken und Winkel lagen ebenso im Schatten wie auch die Fenster. Nur im Parterre brannte Licht.
Noch immer war es schwül. Zahlreiche Mücken tanzten dicht über dem Boden und kitzelten die Haut des Inders, als er mitten durch den Schwarm schritt.
Vor der breiten Treppe blieb er einen Augenblick stehen. Er schaute

hoch zur Tür, sah hinter einem Fenster einen Schatten und wußte, daß man ihn beobachtete.

Ein schmales Lächeln kräuselte die Lippen des hochgewachsenen Inders, als er die Stufen hochging.

Die Tür wurde geöffnet.

Allerdings nicht von Ahmed Gregori, sondern von seinem kahlköpfigen Leibwächter.

Der Nubier stand dort mit verschränkten Armen und trat erst zur Seite, als Mandra nur noch eine Stufe von ihm entfernt war.

Schweigend ließ er den Inder passieren.

»Treten Sie nur ein, mein Freund!« hörte der Besucher die Stimme des Ägyptologen. »Ich habe schon auf Sie gewartet.«

Mandra trat über die Schwelle.

Hinter ihm schloß der Nubier die Tür. Lautlos drückte er sie zu und entfernte sich ebenso unhörbar. Er schlug einen Bogen und blieb hinter seinem Herrn stehen, der auf einem hochlehnigen Stuhl saß, der an einen Thron erinnerte.

Ein weiterer Stuhl stand bereit. Zwischen den beiden Sitzgelegenheiten lagen mehrere Teppiche übereinander. Auf ihnen wiederum standen Schalen mit erlesenen Früchten.

Ahmed deutete auf den freien Stuhl. »Wenn Sie sich setzen wollen, mein Freund.«

»Danke.« Mandra nahm Platz.

Dieser Gregori hatte sich den Umbau des Hauses wirklich etwas kosten lassen. In der Empfangshalle sah Korab nur wertvolle Antiquitäten aus dem Orient. Da standen silberne Schalen, dunkle Becher, und auch die Wandbehänge mußten ein kleines Vermögen gekostet haben, denn auch sie konnte man schon als antiquarisch bezeichnen. Klar, daß solch eine Einrichtung Geld kostete. Geld, das Gregori nicht besaß und sich auf unredliche Weise beschaffen mußte.

Wie den kostbaren Rubin.

Auf einen Wink Gregoris hin bückte sich der Diener und reichte ihm eine Schale mit Trauben. Gregori stellte sie auf seinen Schoß und begann schmatzend zu essen.

Mandra beobachtete ihn.

»Warum sagen Sie nichts?« fragte Gregori zwischen zwei Bissen.

»Ich warte, bis Sie satt sind.«

»Sie können sich bedienen.«

»Danke, nein.«

»Gut, dann kommen wir zur Sache. Ich esse inzwischen weiter. Es macht Ihnen doch nichts aus?«

Mandra ging auf die Frage nicht ein. Er sagte: »Wo finde ich meinen Rubin, den Sie gestohlen haben?«

Ahmed Gregori schluckte eine Traube hinunter. »Den finden Sie

nirgendwo.«
»Sie geben zu, daß Sie ihn gestohlen haben?«
Gregori warf die leere Schale zurück auf die Teppiche. »Natürlich habe ich ihn gestohlen, und er hat mir fünf Millionen eingebracht. Zwar kein guter Preis, aber ich mußte ihn akzeptieren.«
Mandra wunderte sich nicht über dieses Geständnis. Er hatte gewußt, wer der Dieb war, und in seinem Haus fühlte sich Ahmed Gregor sehr sicher.
»Was wollen Sie jetzt machen?« fragte er.
»Ich werde Sie bestrafen!« erwiderte Mandra.
Der Ägyptologe lachte. Er lehnte sich zurück, öffnete den Mund, und das lautlose Lachen schüttelte seinen Körper. »Sie sind gut, sogar sehr gut. Aber ich werde mich nicht bestrafen lassen. Sie waren zu arrogant und haben einen Fehler gemacht, indem Sie in dieses Haus gekommen sind. Sie hätten in Indien bleiben sollen.«
»Ich jage meine Feinde!«
»Doch hier sind Sie am Ende. Begreifen Sie das endlich. Da kann Ihnen auch Ihr Freund nicht helfen. Wo steckt dieser komische Polizist eigentlich? Er wollte doch mitkommen.«
»Mr. Sinclair hat es sich überlegt.«
Ahmed Gregori schüttelte den Kopf. »Das nehme ich Ihnen nicht ab, Korab. Sinclair ist sicherlich in der Nähe. Ich möchte wetten.« Er schnippte mit den Fingern. »Sieh nach, Omar!« befahl er seinem Leibwächter.
Der Nubier zog sich zurück. Er verursachte kein Geräusch, als er auf seinen nackten Sohlen den Raum durchquerte und durch eine Seitentür verschwand.
Mandra Korab unterschätzte die Gefährlichkeit des Mannes keineswegs. Das war noch ein echter Kämpfer. Er erinnerte an einen Gladiator aus den Blütejahren der alten Stadt Rom. Wenn der mit John Sinclair zusammentraf, würde der Oberinspektor einen verdammt schweren Stand haben, so dachte Mandra.
Er wurde unruhig, ließ sich äußerlich aber nichts anmerken.
Ahmed Gregor griff nach einer mit Apfelsinen gefüllten Schüssel.
Die Früchte waren bereits von ihrer Schale befreit, der Ägypter brauchte nur noch hineinzubeißen. Das tat er mit Wonne, wobei der Saft an seinen Kinnwinkeln hinablief.
»Irgendwie bewundere ich Sie, mein Freund«, sagte er schmatzend. »Sie wagen sich allein in die Höhle des Löwen. Oder entspricht das Ihrer Mentalität? Ich habe gehört, daß die indische Rasse zu den duldsamen auf der Welt zählt.«
»Duldsam nur gegen unsere Freunde. Nicht gegen die Feinde. Und Sie gehören zu den letzteren.«
»Warum bin ich Ihr Feind?«

»Denken Sie an den Rubin!«

»Das ist doch nichts.« Gregori winkte ab. »Sie sollten ihn endlich vergessen, es gibt ganz andere Dinge, die Vorrang haben.«

»Welche?«

Gregori griff zur nächsten Apfelsine. »Geld ist für mich eigentlich nebensächlich. Wie Sie wissen, interessieren mich die alten Kulturen, besonders die der Ägypter. Vor allen Dingen habe ich mich mit ihrer Religion beschäftigt und mit den Sekten, die daraus hervorgegangen sind. Kennen Sie die Sylphen?«

Mandra Korab überlegte. Worauf wollte Gregori hinaus? Den Namen Sylphen hatte er schon gehört, wußte aber nicht, wo er ihn hinstecken sollte.

»Ich merke schon, daß Sie auf diesem Gebiet nicht beschlagen sind«, meinte Gregori ein wenig herablassend und biß wieder in eine Frucht. »Deshalb will ich es Ihnen erklären. Sylphen sind Käfer. Aber riesenhafte Käfer, halb so groß wie ein Mensch. Sie wurden von einer Sekte angebetet, als es einem Oberpriester, der auch in der Magie bewandert war, gelang, aus einem normalen Skarabäus eine Sylphe herzustellen. Das Volk war natürlich begeistert, endlich hatte es einen richtigen Gott. Und es betete die Sylphen an. Doch eines hat der Oberpriester nicht bedacht. Die Sylphen gierten nach Blut, sie brauchten Opfer. Nun, die Sekte machte genügend Gefangene, die sie den Sylphen vorwarfen. Ihr Treiben wurde immer schlimmer, es weitete sich aus, mehr Mitglieder stießen hinzu. Das blieb dem Pharao natürlich nicht verborgen. Er verbot diese Religion, doch die Anhänger kümmerten sich nicht darum. Sie beteten die Sylphen weiterhin an. Bis dem König die Geduld platzte. Er schickte ein Heer und rieb die Sektenanhänger auf. Die Sylphen tötete er, doch einige hatten überlebt. Sechs waren es, die sich in den Höhlen eines unzugänglichen Gebirgszuges versteckt hielten. Sie waren in eine magische Starre gefallen. Ich habe sie entdeckt, sie mit nach England genommen und zu neuem Leben erweckt, denn es gelang mir auch, die Löwengötzen mit in dieses Land zu schaffen. Sie waren die Herren der Sylphen, und nach meinem Plan soll auch ihr einst untergegangenes Geschlecht wieder auferstehen.«

Mandra Korab hatte genau zugehört. Ihm war plötzlich ein schrecklicher Verdacht gekommen.

»Laufen diese Käfer frei herum?«

»Ja.«

»Und die Leiche an der Themse?«

Jetzt lachte Gregori. »Soll ich Ihnen wirklich noch verraten, wer der Mörder war?«

»Nein, das brauchen Sie nicht mehr.«

»Ich wußte doch, daß Sie nachdenken können. Sie selbst haben den

Beweis gesehen, und nun frage ich Sie: Wer will mich und meine Freunde noch stoppen?«

Mandra Korab holte tief Luft. »Ich!«

»Das schaffen Sie nie!«

Der Inder nickte. »Soweit Ihre Meinung, aber wer will mich daran hindern, Sie jetzt mitzunehmen?«

Der Inder bekam eine Antwort. Allerdings anders, als er sie sich vorgestellt hatte. Sein Gegenüber drückte auf einen an der Lehne versteckten Knopf, und im nächsten Moment öffnete sich unter Mandra Korab der Boden.

Alles ging so schnell, daß der Inder nicht mehr dazu kam, etwas zu unternehmen.

Zusammen mit dem Stuhl fiel er wie ein Stein in die Tiefe. Und das hämische Lachen des Ägyptologen begleitete seinen Fall…

***

Lange würden die Wagenscheiben den Versuchen der Riesenkäfer nicht widerstehen, das war mir klar.

Ich mußte etwas tun.

Als ich näher an das Fahrzeug herankam, sah ich das angstverzerrte Gesicht der Frau. Sie mußte Höllenqualen ausgestanden haben, denn ihr war niemand zu Hilfe gekommen.

Die Käfer merkten, daß sie mit der Frau nicht mehr allein waren.

Sie ließen vom Wagen ab.

Einer kletterte von der Beifahrerseite her auf das Dach, machte sich dort sprungbereit, während der andere Käfer auf mich zulief.

Er war ziemlich schnell, aber nicht so schnell wie ein Mensch.

Ich lief ihm weg, und ich lockte ihn von meinem Bentley und damit von der Frau fort.

Auch den zweiten Käfer interessierte nicht mehr die Frau, sondern nur noch meine Wenigkeit.

Sollten sie nur.

Ich überquerte den Weg, landete in einen niedrigen Graben, stieg wieder hinaus und stolperte fast über einen handlichen Ast.

Rasch hob ich ihn auf.

Er war etwa doppelt so lang wie ein Männerarm und als Waffe durchaus zu gebrauchen.

Die Käfer waren mir schon ziemlich nahe. Ich sprang wieder auf die Straße und griff die erste Bestie an, bevor sie mich attackieren konnte.

Mit beiden Händen hielt ich den Knüppel gepackt und drosch genau zwischen den beiden Fühlern des Käfers hindurch. Der Knüppel krachte auf die Panzerhaut, sonst geschah nichts.

Rasch sprang ich zurück.

Wieder hörte ich das Klappern der verdammten Greifer, aber diesmal

ließ ich mich nicht irre machen.

Mein nächster Rundschlag krachte gegen eine Schere. Sie war nicht so stabil und brach ab.

Der Käfer sprang förmlich in die Höhe, wahrscheinlich verspürte er Schmerzen.

Da kam der zweite.

Fast lautlos hatte er sich herangeschlichen, einen Bogen gemacht und griff mich von der rechten Seite her an.

Ich reagierte blitzschnell, schob meinen rechten Arm vor, traf mit dem Ast so hart, daß der Käfer zur Seite geschleudert wurde.

Jetzt hatte ich freie Bahn und spurtete auf meinen Wagen zu.

Bevor die beiden Käfer überhaupt mein Vorhaben richtig begriffen, befand ich mich bereits an der Kühlerhaube und riß den Autoschlüssel hervor.

Der Frau wollte ich keinen Bescheid geben. Sie hätte meine Zeichen in ihrer Panik unter Umständen nicht verstanden.

Hastig schloß ich auf.

»Weg!« schrie ich der Frau zu, weil sie halb auf dem Fahrersitz hockte.

Sie reagierte instinktiv, und ich hämmerte die Tür zu.

Frontal liefen die beiden Käfer auf den Bentley zu. Sie kletterten auch über den Stock, den ich weggeworfen hatte.

Der Zündschlüssel glitt ins Schloß, eine Umdrehung – Start.

Sofort kam der Motor. Scheinwerfer an!

Ich gab Gas.

Die beiden Käfer befanden sich nur wenige Schritte von der Kühlerschnauze des Bentley entfernt. Ich weiß nicht, ob sie die Gefahr überhaupt spürten, doch der linke von ihnen machte kehrt und lief auf den Straßengraben zu.

Der rechte schaffte es nicht.

Ich überrollte ihn.

Die Vorderreifen des Bentley packten, nachdem die Stoßstange ihn nach unten gedrückt hatte.

Es knirschte und knackte. Der Wagen holperte etwas, das war auch alles.

Den Rest besorgten die Hinterreifen.

Sie zermalmten das widerliche Ungeheuer. Ich stoppte, riskierte es und ließ die Scheibe nach unten fahren.

Von dem zweiten Käfer war nichts zu sehen. Er hatte die Flucht ergriffen. Ich fuhr weiter, bremste jedoch nach fünfzig Yards wieder ab und wandte mich der Frau zu.

Zusammengesunken hockte sie auf dem Sitz.

»Können Sie sprechen?« fragte ich.

Sie schaute mich an und nickte.

»Möchten Sie eine Zigarette?«
»Ja.«
Ich gab ihr ein Stäbchen und zündete mir selbst auch eins an. Das Fenster hatte ich offen gelassen. Träge zog der Qualm nach draußen.
»Ihr Mann ist tot«, sagte ich. »Ich habe ihn gesehen. Es kommt jetzt darauf an, seine Mörder zu fangen. Werden Sie mir dabei helfen?«
»Wenn ich kann?« lautete die schwache Antwort.
»Erzählen Sie, weshalb Sie unterwegs waren.«
Sie berichtete. Ich erfuhr, daß sie Lena Burtles hieß und daß sie und ihr Mann als Waldhüter tätig waren. Sie erzählte auch, daß sie sich zwecks Arbeitsteilung getrennt hatten.
»Dann ist es eben passiert«, sagte sie.
»Haben Sie die Käfer schon einmal gesehen?« wollte ich wissen.
»Nein, noch nie.«
»Haben Sie vielleicht von ihnen gehört?«
Mrs. Burtles schüttelte den Kopf. »So etwas kann es doch gar nicht geben«, sagte sie mit schwacher Stimme. »Das gibt es doch nur im Kino.«
Ich ging nicht weiter darauf ein, sondern erkundigte mich nach Ahmed Gregori.
Lena nickte. »Den kenne ich«, erwiderte sie. »Aber ich kann nicht behaupten, daß er mir sonderlich sympathisch ist.«
»Haben Sie näher mit ihm zu tun?«
»Gott bewahre. Ich habe nicht einmal ein Wort mit ihm gewechselt. Jack, mein Mann, kennt ihn besser.« Als sie den Namen des Toten erwähnte, begann sie wieder zu weinen. Ich konnte es dieser Frau nachfühlen. Sie hatte Schweres hinter sich. Ich wunderte mich sowieso, wie stark sie war.
»Dann waren Sie auch nie in Gregoris Haus?«
»Niemals.« Sie schaute mich an und wischte sich das Wasser aus den Augen. »Aber weshalb fragen Sie, Glauben Sie, daß Gregori etwas mit diesen Ungeheuern zu tun hat?«
Ich hob die Schultern.
»Ja, Sie glauben es, Mister…«
Endlich kam ich dazu, meinen Namen zu sagen. Ich teilte ihr auch meinen Beruf mit. Sie nahm dies ohne erkennbare Reaktion zur Kenntnis.
Da mir Mrs. Burtles keine konkreten Antworten geben konnte, wollte ich weiterfahren. Doch sie legte mir ihre Hand auf die Schulter.
»Was haben Sie vor?«
»Ich werde Sie in den nächsten Ort bringen.«
»Nein!« Hart stieß sie das Wort aus, und ich schaute sie überrascht an.
»Was ist denn? Warum weigern Sie sich?«

»Ich will nicht, daß die Leute sich die Mäuler zerreden. Ich bleibe bei Ihnen. Sollte dieser Gregori wirklich etwas mit dem Mord zu tun haben, dann Gnade ihm Gott.«

Unsere Blicke trafen sich. Ich sah die Entschlossenheit in ihren Augen, trotzdem versuchte ich, sie umzustimmen. »Es ist zu gefährlich für Sie.«

»Fahren Sie zu seinem Haus! Ich zeige Ihnen den Weg!«

Diese Frau konnte ich von ihrem Entschluß nicht mehr abbringen. Sie hatte in den letzten Minuten eine Wandlung durchgemacht. Okay, sie sollte ihren Willen haben.

»Aber Sie bleiben im Wagen!«

»Ja, ja.« Mehr sagte sie nicht.

Mir war die Sache nicht geheuer, doch ich hatte einmal zugestimmt und konnte jetzt keinen Rückzieher mehr machen.

Ich fuhr los.

Während der Fahrt sprachen wir nicht miteinander. Der Weg schlängelte sich noch immer durch den Wald. Die Frau schaute stur geradeaus. Einmal sah ich einen hellen Schein zwischen den Bäumen. Wetterleuchten in der Ferne.

Das Gewitter kündigte sich an.

Unterwegs hielt ich auch nach den Riesenkäfern Ausschau. Sie zeigten sich nicht mehr. Ich rechnete damit, daß sie uns am Haus erwarten würden.

Ein wenig mulmig war mir schon zumute, denn ich wußte nicht, wie viele Käfer noch herumliefen. Mit zweien kam ich bestimmt nicht aus. Vielleicht hatte dieser Gregori einen ganzen Stall voll.

Verdammt, das paßte mir überhaupt nicht.

»Der Weg ist bald zu Ende«, unterbrach Mrs. Burtles Stimme meine Gedanken. »Sie müssen dann rechts fahren, weil sie einen Bogen gemacht haben.«

»Mein Freund sprach von einer Abkürzung.«

»Das ist es kaum.«

Eine Querstraße tauchte im Licht der beiden Scheinwerferlanzen auf. Ich schob den Blinkhebel hoch und fuhr nach rechts. An einer Seite war jetzt freies Feld. In der Ferne sah ich die Lichter einer Ortschaft, und weit im Süden traf ein hellerer Schein den sonst dunkelgrauen Himmel.

Dort lag London.

Ich tastete nach meinem Kreuz. Es hing nach wie vor um meinen Hals. Würde es mir gegen die neuen Gegner helfen? Vielleicht sogar gegen Gregori. Doch soviel mir bekannt war, konnte man ihn nicht in die Kategorie der Dämonen einordnen. Er war ein Mensch.

Ein verblendetes, verbrecherisches Individuum, ähnlich wie Dr. Tod, der jetzt bestimmt irgendeine neue Teufelei ausheckte.

Wieder fuhr in der Ferne ein Blitz im wilden Zickzack über den Himmel. Donner war noch nicht zu hören.

Wir gelangten an eine Kreuzung. Zwei schmale Wege zweigten ab.

»Nehmen Sie den linken«, sagte Lena Burtles.

Ich fuhr hinein. Dabei hatten die Scheinwerfer auch ein Schild gestreift, das auf das Haus des Ahmed Gregori hinwies.

Wir fuhren wieder durch einen Wald, und plötzlich sah ich das Licht. Auch Mrs. Burtles hatte es entdeckt.

»Das ist das Haus«, sagte sie.

Ich fuhr den Wagen bis dicht an den Waldrand, so daß die ersten Zweige schon über das Dach streiften.

»Was haben Sie vor?«

Der Motor erstarb. »So ganz offiziell möchte ich nicht bei dem Gentleman erscheinen.« Ich löschte die Scheinwerfer.

»Verstehe.«

Lena öffnete die Tür.

»Moment«, sagte ich und hielt die Frau fest. »Denken Sie daran, was Sie mir versprochen haben.«

Sie überlegte, schaute mich an und nickte. »Okay, ich bleibe hier.«

»Fein.« Diesmal stieg ich aus. Die Tür drückte ich sanft zu, und Lena blieb zurück.

Langsam schritt ich vor. Einen Blick zurück warf ich nicht, sondern behielt den Lichtschein im Auge. Ich hielt mich immer dicht am Waldrand, so daß ich nicht so rasch entdeckt werden konnte.

Vor dem Haus befand sich ein großer Platz. In lockerer Aufteilung breiteten alte Bäume ihre Äste und Zweige als grüne Dächer aus. Hinter den Stämmen konnte ich Deckung finden. Es würde nicht schwierig sein, sich dem Gebäude ungesehen zu nähern.

Wo steckten die Käfer?

Ich war fast sicher, daß sie irgendwo in der Nähe lauerten, aber sie ließen sich nicht blicken. Warteten sie einen günstigen Moment ab, um mich blitzschnell überfallen zu können?

Ein paar schnelle Schritte brachten mich vom zum Haus führenden Weg ab und hinter einem Stamm.

Dort blieb ich erst einmal stehen.

Verlassen lag der Eingang im Licht der runden Hausleuchte. Der Schein spiegelte sich auf den blanken Steinstufen der Treppe. Alles war ruhig. Ich schaute zu den erleuchteten Fenstern hin und sah auch dort keine Bewegung.

Ja, ich konnte es riskieren.

Schnell löste ich mich aus meiner Deckung, lief im Zickzack weiter – und blieb stehen, als wäre ich vor eine Wand gelaufen.

Plötzlich war er da.

Ein Schatten.

Riesig wuchs er vor mir hoch, und im letzten Moment konnte ich noch stoppen.
Ich erkannte ihn.
Es war der schwarze Leibwächter.
Und er hielt eine Lederschnur in seinen gewaltigen Pranken…

***

Mandra Korab zog seinen sportgestählten Körper zusammen. Er schnellte sich noch in der Luft aus dem Stuhl, und einen Sekundenbruchteil später kam er auf.
Auf dem Rücken blieb er liegen und schaute nach oben, wo die Luke noch offen stand.
Dort hockte Ahmed Gregori und lachte. »Einen schönen Tod wünsche ich dir, du Bastard!« keifte er und drosch mit einem Ruck die Luke zu.
Es wurde dunkel.
Nein – nicht ganz, denn als sich Mandras Augen an die Lichtverhältnisse gewöhnt hatten, sah er den grünlichen Schein, der aus den Wänden drang und diffuses Licht abgab.
Der Inder erkannte Einzelheiten.
Er entdeckte eine Tür, die allerdings so stabil aussah, daß es unmöglich erschien, sie zu knacken. Da kam er also nicht heraus. Wo aber dann?
Vielleicht an der anderen Seite.
Plötzlich sah er der Tür gegenüber die beiden Statuen.
Unwillkürlich blieb der Inder stehen, denn was sich seinen Augen bot, war eine einmalige Kostbarkeit.
Er hatte die Löwenfrauen vor sich.
In alten Schriften war darüber zu lesen. Man kannte die Sekte im alten Ägypten, wo diese Löwenmenschen angebetet wurden. Diese hier waren halb Frau und halb Bestie. Und Gregori hatte ebenfalls davon gesprochen.
Sie bestanden aus Stein und waren von einer goldenen Schicht überzogen. Mandra schritt noch näher. Die Löwen waren groß. Es kam daher, weil sie auf Podesten hockten, und als Mandra in ihre Augen schaute, schauderte ihn unwillkürlich.
Die Augen wirkten, als würde Leben in ihnen stecken. Fast körperlich spürte der Inder ihre Blicke auf seiner Haut brennen, und er konnte nicht behaupten, daß er sich darüber freute.
Würden diese Figuren irgendwann einmal erwachen?
Mandra rechnete damit. Er riskierte es und hob seinen rechten Arm. Mit den Fingerspitzen fuhr er über den breiten Hals dieser sphinxhaften Geschöpfe.
Der Stein fühlte sich seltsam warm an, als würde Blut durch seine Adern rinnen.

Mandra schluckte.

Er machte sich auf alles gefaßt und kreiselte herum, als die Luke geöffnet wurde.

Welche Teufelei plante Gregori jetzt wieder?

»Du bekommst Besuch, Inder!« schrie der Ägyptologe. »Lieben Besuch sogar. Gib nur acht!«

Ahmed Gregori trat von der Lukenöffnung zurück, die im nächsten Augenblick von einem Schatten verdunkelt wurde.

Dann fiel etwas nach unten, klatschte auf den Boden und erhob sich sofort wieder.

Mandras Augen wurden groß. Dieser Gregori hatte ein Monstertier in den Keller geworfen.

Es war ein Riesenkäfer!

Mandra Korab fielen die Worte des Verbrechers ein. Er hatte über die Käfer, auch Sylphen genannt, geredet, und er hatte wirklich nicht geblufft.

Es gab sie tatsächlich.

Aber dieser Käfer war nicht der einzige Besucher, der zu Mandra Korab kam. Gregori hielt noch drei weitere Trümpfe in der Hinterhand.

Drei Sylphen fielen durch die Luke nach unten in den Keller, und der Inder hatte es mit vier Gegnern zu tun.

Dann schlug Ahmed Gregori die Luke wieder zu.

Dieser Knall kam Mandra Korab irgendwie endgültig vor, doch er schaltete alle Gefühle aus und konzentrierte sich nur auf die vor ihm liegende nächste Zukunft.

Die Käfer hatten einen Halbkreis gebildet. Sie waren in die Schatten des Verlieses getaucht und dort kaum wahrzunehmen.

Mandra hörte sie nur, er vernahm das Klappern ihrer Scheren, und er wußte, daß er mit diesen Instrumenten nicht in Berührung kommen durfte. Zu deutlich stand noch das Bild des Toten an der Themse vor seinen Augen.

Mandra wich etwas zurück. Seine Hand verschwand in den Falten des Umhangs. Als sie wieder hervorkam, hielt sie das Kurzschwert umklammert.

Der Inder stellte sich zum Kampf.

Eine magische Waffe besaß er nicht, nur eben dieses Schwert, mit dem er sich die Käfer vom Hals halten wollte.

Würde es reichen?

Die Käfer zogen den Kreis enger.

Sie rückten näher zusammen, bewegten ihre Fühler und klappten die Scheren gegeneinander.

Das Signal für den Angriff.

Dann hielt sie nichts mehr!

***

Ich wollte mich auf keinen langen Kampf einlassen, bei dem ich höchstwahrscheinlich nur zweiter Sieger geblieben wäre. Deshalb zog ich meine Waffe, um dem Kerl vor mir Respekt einzubläuen.

Doch dazu kam es nicht.

Halb bekam ich die Beretta aus der Halfter, da war der Schwarze auch schon da.

Sein Fußtritt kam ansatzlos. Die nackte Sohle klatschte gegen meinen Arm, der hochgerissen wurde, und noch in der Bewegung spürte ich den Schmerz. Mein Gegner mußte irgendeinen Nerv getroffen haben, so daß mir gar nichts anders übrigblieb, als die Hand zu öffnen und die Waffe fallen zu lassen.

Auf dem Boden blieb sie liegen.

Unerreichbar für mich…

Ich mußte zurück, denn der nächste Tritt fegte heran. Blitzschnell duckte ich mich, der Fuß rasierte an meinem Kopf vorbei. Ich wollte ihn noch packen, doch meine Hände griffen ins Leere, weil der Schwarze zu flink war.

Er wirbelte herum.

Noch war er nicht dazu gekommen, seine verdammte Schnur einzusetzen, aber die Füße reichten als Waffen aus.

Wenn sie mich einmal voll trafen, war es vorbei.

Ich wich zurück.

Mein Gegner vor mir stieß ein drohendes Knurren aus. Noch hatte er die Arme halb erhoben und die Schnur um seine Hände gewickelt. Er zog die Arme etwas auseinander, die Schnur spannte sich, und ich vernahm das Surren.

Kein angenehmes Geräusch.

Ich schluckte.

Der Schwarze ging weiter vor. Dabei pendelte er seinen Oberkörper leicht hin und her.

Wann kam der nächste Angriff?

Einen Atemzug später war er da.

Vom Boden aus stieß sich der Schwarze ab, er hechtete auf mich zu, die Arme ausgestreckt, und aus seinem Mund drang ein gefährliches Grunzen.

Ich federte zur Seite, fiel zu Boden und rollte mich gedankenschnell hinter einen Baumstamm.

Der Schwarze traf mich nicht.

Mit der Schulter rasierte er über die Baumstammrinde, kam aus dem Gleichgewicht und mußte sich erst fangen.

Ich stieß mit dem Fuß zu.

Meine Hacke traf seine Kniekehle, der Koloß knickte zusammen, blieb aber auf den Beinen.

Blitzschnell kam ich hoch. Meine Beretta lag nur ein paar Yards entfernt. Wenn es mir gelang, die Waffe zu erreichen, konnte ich den Schwarzen vielleicht in Schach halten.

Ich sprang auf die Pistole zu.

Doch auf halbem Weg spürte ich schon, daß ich es nicht schaffen konnte.

Und ich hatte mich nicht getäuscht.

Plötzlich war er da.

Etwas pfiff durch die Luft, im nächsten Augenblick spürte ich einen ungeheuren Druck an der Kehle und wurde zurückgerissen.

Mit dem Rücken prallte ich zu Boden.

Dann war er über mir.

Mit einem heftigen Ruck zog er die Schnur zusammen. Mir wurde die Luft abgewürgt.

Auf einmal konnte ich nicht mehr atmen. Ich hing in dieser teuflischen Würgeschnur, und der Kerl zerrte mich hoch.

Verzweifelt schnappte ich nach Luft, doch da war nichts zu machen. Über mir hörte ich das Schnaufen des Schwarzen. Es klang triumphierend, denn nun hatte er mich.

Noch konnte ich meine Arme bewegen.

Ein Vorteil?

Ich hoffte es.

Mit viel Wucht schleuderte ich die Arme hoch, versuchte mit den Händen den Nacken meines Widersachers zu umklammern, um ihn über mich hinwegzuschleudern.

Es war ein Judogriff, der seine Wirkung nur selten verfehlte.

Doch diesmal klappte es nicht, denn der Kerl war zu schwer.

Zudem rutschten meine Hände ab. Ich war nicht einmal bis zum Nacken gekommen, unter meinen Fingern spürte ich nur die Muskeln der Schultern.

Der Bursche ließ nicht locker. Ich hing in einer gefährlichen Schräglage, war praktisch wehrlos und spürte, wie die verfluchte Lederschnur tiefer in meine Haut drang.

Luftholen war nicht mehr drin. Alles in mir schrie nach Sauerstoff, jede Faser meines Körpers wurde gepeinigt, schon verschwamm die Umgebung vor meinen Augen in einem roten, wattigen Schleier.

Sah so das Ende aus? Erwürgt von einem Menschen, der kein Erbarmen kannte?

Die Angst flutete heran.

Sie überschwemmte mich. In meiner Verzweiflung trampelte ich mit den Beinen, stieß die Hacken in den Boden, wühlte Erde auf, schlug auch mit den Armen um mich und hatte doch keine Chance, die würgende Schlinge an meinem Hals zu lösen.

Der Killer hinter mir besaß Routine.

Sein Schnauben vernahm ich nicht mehr. Das Blut in meinem Kopf rauschte durch die Adern, die Augen traten mir aus den Höhlen, dick lag der Schweiß auf meiner Stirn, und die Lungenflügel schienen explodieren zu wollen.

Nein, es war vorbei. Keine Chance mehr für mich. Der Schwarze hinter mir war stärker.

Es konnte sich nur noch um Sekunden handeln, dann hatte er mich geschafft.

Das wußte der Nubier auch. Und mit einem letzten mörderischen Griff zog er die Schnur noch fester zu…

***

Mandra Korab ging in die Knie, als die ersten beiden Scheren nach ihm greifen wollten. Sie wischten dicht über seinem Kopf hinweg, klappten zusammen, und dann schnellte der Inder hoch.

In der Bewegung noch schlug er zu. Er führte mit dem Schwert einen gewaltigen Streich, traf den ersten der beiden Fühler und trennte ihn glatt durch.

Die Hälfte fiel zu Boden.

Sofort drosch Mandra zum zweitenmal zu und kappte auch den nächsten gefährlichen Fühler.

Jetzt war der Käfer wehrlos.

Er drehte sich um seine eigene Achse, schwankte und geriet seinen Artgenossen in den Weg.

Dadurch bekam Mandra etwas Luft, die er für einen Angriff nutzte. Er sprang auf die Tiere zu, führte den nächsten Streich und zog dabei das Schwert von oben nach unten.

Hart schlug es auf den Panzer des Käfers. Mandra hatte mit solch einer Wucht geschlagen, daß die Bestie zusammenzuckte. Ihre Beine knickten weg, und sie fiel zu Boden. Aus der Drehung schlug der Inder abermals nach den Greifern des Käfers und durchtrennte sie mit einem Streich.

Mandra sprang zurück und lachte wild. In seinen Augen schienen Flammen zu tanzen. So leicht wollte er es den Bestien nicht machen. Dieser verdammte Gregori sollte sich verrechnet haben. Ihn konnte so leicht nichts zu Boden zwingen.

Die beiden restlichen Sylphen waren vorsichtiger geworden. Sie griffen nicht so ungestüm an, sondern lauerten auf ihre Chance.

Zwischen ihnen befand sich etwa eine Distanz von zwei Yards, zu schmal für Mandra Korab, um hindurchzulaufen, die Zangen der Tiere hätten ihn immer gepackt. Der Inder nahm sich vor, einen der Käfer wegzulocken, damit er sich mit dem anderen beschäftigen konnte.

Aber wie sollte er das bewerkstelligen?

Mandra schaute sich um.

Die beiden sphinxähnlichen Figuren glotzten ihn unverwandt an, als würden sie den Kampf beobachten. Aber unter ihnen, genau zwischen den Podesten, stand eine Schale.

Die konnte Mandra nutzen.

Der Inder lief hin, hob die Schale auf und stellte fest, daß sie aus Ton bestand und ziemlich leicht war.

Als er sich wieder umdrehte, bewegte sich der rechts von ihm stehende Käfer bereits vor.

Wuchtig warf Mandra Korab ihm die Schale entgegen. Zwischen den beiden vorstehenden Fühlern hindurch traf sie ihr Ziel und knallte gegen den Kopf des Käfers, wo sie zerbrach.

Das sah Mandra nicht mehr, sondern hörte es nur. Da der Käfer abgelenkt war, eilte er rasch auf dessen Artgenossen zu und wollte ihm mit einem Schwerthieb die gefährlichen Fühler stutzen.

Das schaffte er nicht.

Der Käfer drehte sich blitzschnell.

Mandra Korabs Schlag wuchtete ins Leere. Dafür jedoch wandte ihm das Tier den Rücken zu, und eine Idee durchzuckte das Gehirn des Inders.

Mit einem gewaltigen Sprung warf er sich auf den Rücken der Bestie. Die spürte das fremde Gewicht, knickte mit ihren Beinen ein und wollte sich drehen, um den Mann so von ihrem Rücken zu schleudern.

Der Inder war schneller.

Von links nach rechts führte er seine Waffe und trennte die Fühler mittendurch.

Wie auch bei den ersten beiden Käfern fielen sie zu Boden.

Sofort sprang Mandra Korab wieder vom Rücken des Riesentieres auf den Boden und wandte sich dem letzten Käfer zu.

Der hatte sich inzwischen gefangen. Bevor Mandra sich versah, griffen seine Scheren schon zu.

Der Inder schaffte es nicht, sich zur Seite zu werfen, aber er hatte unverschämtes Glück. Die Scheren packten nicht seinen Hals, sondern wühlten sich in den Turban und rissen ihn von Mandras Kopf.

Der sorgsam gewickelte Stoff verlor seine Form. Plötzlich hingen die Bahnen zwischen den Fühlern des Käfers. Er zerrte und riß, doch er bekam sie nicht frei.

Mandra grinste hart.

Dann schlug er zu.

Er zerschlug mit einem Streich die beiden gefährlichen Fühler des Käfers, die hochgewirbelt wurden und zu Boden fielen. Noch immer hingen die Turbanbahnen zwischen ihnen, aber das störte den Inder nicht. Für ihn zählte allein, daß er die vier Bestien erledigt hatte.

Er blickte auf sein Schwert.

Kein einziger Blutstropfen zierte die Klinge, und wenn er sich die

Bestien anschaute, so stellte er fest, daß auch die völlig blutleer waren.

Sie vergingen.

Nach dem Verlust ihrer Waffen war es ihnen nicht mehr möglich, am Leben zu bleiben. Die Tiere fielen regelrecht auseinander. Es knackte und knirschte dabei, als würde jemand Holzstäbe zerbrechen.

Von Seiten der Käfer drohte dem Inder keine Gefahr mehr. Jetzt mußte er zusehen, wie er aus diesem Verlies herauskam.

Eine Tür gab es zwar, doch sie war zu stabil. Und an die Luke kam er nicht heran. Selbst als Meisterspringer hätte er dies nicht geschafft.

Was also blieb?

Mandra mußte abwarten, bis ihn jemand befreite. Und da setzte er seine Hoffnungen auf John Sinclair. Sie hatten ja verabredet, daß einer nach dem anderen schauen wollte.

Dem Inder blieb nichts anders übrig, als zu warten.

Im Lotossitz hockte er sich auf den Boden. Noch immer knisterte und knackte es. Die Käfer zerfielen langsam zu Staub.

Aber noch ein anderes Geräusch schwang durch den Keller.

Ein Stöhnen!

Mandra Korab horchte auf. Dieser Laut war hinter ihm aufgeklungen, wo sich die beiden Steinfiguren befanden.

Sollten sie etwa…?

Langsam drehte sich der Inder um.

Das Licht in dem Verlies war keineswegs heller geworden, doch Mandra Korabs Augen hatten sich inzwischen so gut an die Verhältnisse gewöhnt, daß er Einzelheiten unterscheiden konnte.

Und er starrte gebannt auf die beiden Sphinx-Geschöpfe.

Sie standen nicht mehr still. Sie rollten mit den Augen, und die Löwenfrauen bewegten sich…

***

Das ist das Ende! schoß es mir durch den Kopf. Es war wohl ein letzter Gedanke, bevor die ewige Dunkelheit kam.

Doch plötzlich bekam ich Luft.

Herrliche, wunderbare Luft.

Ich konnte wieder atmen, mein Gott…

Der Druck an meinem Hals war verschwunden. Obwohl noch immer das Rauschen des Bluts in meinen Ohren zu hören war, vernahm ich doch die dumpfen Schläge und den hellen Schrei.

Ich fiel auf den Rücken. Am liebsten wäre ich liegengeblieben, doch ich durfte mir keine Pause gönnen, wälzte mich herum, kam auf die Knie und sah meine Retterin.

Es war Lena Burtles!

Sie hielt einen starken Ast in der Hand und schlug auf den

riesenhaften Schwarzen ein.

Ein paar Hiebe hatten ihn bereits am Kopf getroffen, denn er blutete stark, war angeschlagen und taumelte, hielt sich jedoch auf den Beinen. Aus seiner Kehle drang ein dumpfes Knurren, er riß jetzt beide Arme hoch und fing den nächsten Schlag ab.

Wenn der Kerl sich erholte, brachte er die Frau um. So weit durfte ich es nicht kommen lassen.

Diesmal war niemand da, der mich daran hinderte, meine Beretta aufzuheben. Als ich sie in der Hand hielt, fühlte ich mich wohler.

Noch immer konnte ich nicht richtig klar sehen, denn die Schleier vor meinen Augen wollten einfach nicht verschwinden. Aber den Schwarzen erkannte ich, der mit einem gewaltigen Faustschlag konterte und der Frau den Ast aus der Hand drosch.

Lena schrie auf.

Der Schwarze lachte grollend. Er wollte sich auf die Frau stürzen, und seine verdammte Schnur hielt er schon in den Händen.

Es blieb beim Vorsatz.

Ich kam gerade noch rechtzeitig. Vielleicht hatte er mich gehört, als ich hinterrücks auf ihn zulief, er wollte noch herumwirbeln, es war bereits zu spät.

Die Hand mit der Waffe raste nach unten.

Diesem Schlag hatte selbst ein Koloß wie er nichts mehr entgegenzusetzen. Er traf wuchtig seinen muskulösen Nacken. Der Treffer schleuderte den Schwarzen nach vorn. Er streckte noch die Arme aus, um seinen Sturz aufzufangen, doch unter seinem Gewicht knickten sie ein.

Schwer fiel der hünenhafte Kerl aufs Gesicht und blieb liegen.

»Mein Gott«, sagte die Frau nur. »Mein Gott…«

Ich nickte ihr zu, atmete ein paarmal tief durch und ging in die Knie. Ich hatte Handschellen mitgenommen. Sie hingen hinten an meinem Gürtel. Mit der stählernen Acht fesselte ich den bewußtlosen Hünen, damit er keinen Unsinn machte, wenn er erwachte.

Ich bog seinen Körper so zusammen, daß sich ein Ring um sein Handgelenk schloß und der andere um das Gelenk am Fuß.

Es war zwar keine sehr humane Art, ihn unschädlich zu machen, doch wenn der Hüne nur an den Händen oder Füßen gefesselt war, konnte er trotzdem gefährlich werden. Bis ich die Polizei alarmiert hatte, mußte er es schon aushalten.

Lena stand neben mir, als ich aus der Hocke hochkam. »Habe ich mich eigentlich schon bei Ihnen bedankt?« fragte ich.

Sie winkte ab.

»Trotzdem danke.«

Die Frau schaute mich an. »Kann ich denn jetzt bei Ihnen bleiben? Ich will dem Mörder meines Mannes Auge in Auge gegenüberstehen!«

Diesmal konnte ich beim besten Willen nicht nein sagen. »Okay, dann kommen Sie mit.«

»Danke.«

Ich schaute hinüber zum Haus. Hatte man von dort den Kampf beobachten können?

Schwerlich, denn wo wir uns befanden, nistete die Dunkelheit.

Wenn dieser Gregori mit meinem Besuch gerechnet hatte, so hoffte er sicherlich, daß sein Leibwächter mich ausgeschaltet hatte.

Wie überrascht würde er sein, wenn ich vor ihm stand.

»Gehen wir«, sagte ich zu der Frau und hatte im gleichen Augenblick eine Idee.

Mit wenigen Worten erklärte ich Lena meinen Plan.

Sie nickte begeistert, und in ihre Augen trat ein harter Glanz. »Ja, so machen wir es!«

Wir trennten uns.

Während ich im Dunkeln blieb und mich geduckt der Treppe von der Seite her näherte, schritt Lena Burtles direkt auf den Hauseingang zu. Als wäre nichts geschehen, nahm sie die Stufen und ging zur Haustür hoch.

Wenn Gregori jetzt nach draußen schaute, sah er die Frau. Er war somit abgelenkt, auf mich würde er kaum achten.

Ich klebte schon mit dem Rücken an der Hauswand, genau im toten Winkel.

Lena stand vor der Tür.

Eine Klingel gab es wohl nicht. Die Frau bewegte suchend den Kopf, entdeckte einen eisernen Klopfer und hämmerte damit gegen das Holz.

Dumpf hallten die Schläge.

Dann wurde die Tür geöffnet.

Meine Nervenstränge vibrierten. Längst hielt ich die Waffe schußbereit. Wie würde Gregori reagieren?

»Sie?« hörte ich die überraschte Stimme des Ägyptologen.

»Ja, ich«, erwiderte die Frau.

»Was wollen Sie?« fragte der Mann barsch.

»Mit Ihnen reden, Mörder!«

Das letzte Wort schrie sie ihm ins Gesicht. Es mußte auf Gregori wie eine Anklage wirken, und sicher sah er ein, daß sein Versteckspielen keinen Zweck mehr hatte.

Bevor er seinen Schreck überwand, reagierte ich.

Von der Seite her sprang ich auf die Treppe, stieß Lena Burtles zur Seite und stand vor dem noch immer überraschten Ägypter.

»Hier spielt die Musik«, sagte ich und drückte ihm die Mündung der Beretta in den Leib…

***

Die Löwenfrauen waren erwacht!

Mit dieser Tatsache sah sich der Inder konfrontiert. Mit dem Tod der Sylphen waren nun die Löwinnen seine Gegner. Und Mandra glaubte daran, daß der Kampf gegen die Käfer nur ein kleiner Vorgeschmack von dem gewesen war, was ihm jetzt bevorstand.

Die beiden Bestien fauchten.

Mandra duckte sich unwillkürlich, als ihm der heiße Atem entgegenfuhr.

Er roch seltsam beißend und scharf, wie Mandra noch nie einen Geruch wahrgenommen hatte.

Er blieb stehen und beobachtete.

Die Löwenfrauen warfen ihre Köpfe hin und her. Plötzlich war die Mähne kein Stein mehr, sondern echt. Die Flanken der Tiere zitterten. Die Löwinnen öffnete ihre Mäuler, und Mandra schaute auf die Reißzähne der Bestien.

Diese Tiere waren grausam. Obwohl sie zur Hälfte Mensch waren, glaubte der Inder nicht daran, daß noch menschliche Instinkte in ihnen steckten.

Nein, sie wollten töten.

Die erste Löwin sprang vom Podest.

Sie tat dies mit einer geschmeidigen Bewegung, und die straffen Muskeln spielten unter dem Fell.

Sie blieb stehen.

Mandra und die Löwenfrau fixierten sich.

Der Inder sah in den gelbgrünen Augen keinerlei Gefühl. Aus ihnen leuchtete ihm der Tod entgegen. Auch das Frauengesicht war zu einer abstoßenden Grimasse geworden, nicht mehr klassisch schön wie zuvor.

Mandra hielt mit der rechten Hand sein Schwert umklammert. Er hatte es halb erhoben. Vier Sylphen hatte diese Waffe erledigt, und er wollte sich damit auch gegen die Löwenfrauen verteidigen.

Nein, nicht aufgeben.

Das nächste Geschöpf sprang vom Podest. Es federte den Aufprall gut ab, öffnete seinen Mund und schien wieder zu erstarren.

Eine Täuschung, denn die Magie der alten Ägypter wirkte auch noch in der heutigen Zeit nach.

Mandra schritt zurück. Er wollte die Reaktion dieser Löwenfrauen testen und sah sich bestätigt, denn sie folgten ihm. Der Inder wußte genau, daß diese Geschöpfe aus dem Stand springen konnten. Sie stießen sich ab, ohne zuvor eine erkennbare Reaktion zu zeigen.

Und das war schlimm.

Noch lauerten sie, fixierten ihre Opfer, und dann schnellte der erste Löwenmensch vor…

***

Ahmed Gregori war so überrascht, daß er unwillkürlich gehorchte und zurück in das Haus ging.

Lena schloß die Tür.

Ich lächelte hart. »Damit haben Sie wohl nicht gerechnet, wie?«

Der Ägyptologe fing sich schnell. »Was… was wollen Sie?« fuhr er mich an. »Warum dringen Sie hier in mein Haus ein? Wer gibt Ihnen überhaupt das Recht?«

»Ich bin gekommen, um einen Mörder zu verhaften!« erklärte ich ihm.

»Wen soll ich umgebracht haben?«

»Sie waren es vielleicht nicht, aber ihre Kreaturen, die Sie angestiftet haben.«

»Welche?«

»Die Käfer!«

Jetzt lächelte er. »Zeigen Sie mir die Tiere doch. Käfer, solch ein Unsinn. Als ob Insekten töten könnten.«

»Nicht wenn sie normal sind«, entgegnete ich. »Doch die, die ich meine, sind fast so groß wie Menschen!«

»Wo haben Sie denn das geträumt?«

»Mr. Sinclair«, sagte Lena Burtles. »Was halten Sie sich überhaupt mit Reden auf. Geben Sie dem Kerl, was er verdient hat. Auge um Auge, Zahn um Zahn. So steht es schon in der Bibel.«

»Nein, ich bin kein Mörder und kein Richter. Zudem habe ich einige Fragen.«

»Darf ich mich setzen?« lächelte Gregori.

Ich schaute ihn an. »Meinetwegen.«

»Danke.« Er schritt rückwärts, drehte sich dann, ging um den Teppich herum und nahm auf einem thronähnlichen Stuhl Platz.

Ich verfolgte seinen Gang mit dem Lauf der Waffe.

Vor Gregori lagen Teppiche aufgehäuft. Auf ihnen standen Schalen mit Obst.

»Sie gestatten, daß ich esse?« fragte er.

Ich nickte.

Nerven hatte der Kerl, das mußte man ihm lassen. In aller Ruhe nahm er ein kleines Tablett mit dunklen Weintrauben und begann zu essen. Dabei schlug er die Beine übereinander.

»Wo ist Mandra Korab?« fragte ich.

»Der Inder?«

»Ja.«

»Keine Ahnung«, erwiderte Gregori und spie einige Kerne auf den Teppich.

»Er hat Sie besucht.«

»Nein, bei mir war niemand«, log er mir glatt ins Gesicht und lächelte dabei.

Ich stand ziemlich dumm da, denn wie sollte ich beweisen, daß Mandra Korab doch dieses Haus betreten hatte? Mit einer Durchsuchung. Das ging, aber so einfach ist das nicht. Ich besaß keinen Durchsuchungsbefehl, der mir dies gestattete.

Ich versuchte einen Bluff. »Wenn Sie mir die Wahrheit nicht sagen, Gregori, werde ich Ihren Leibwächter fragen, wenn er aus seiner Bewußtlosigkeit erwacht.«

Jetzt zuckte der Ägyptologe doch zusammen. Daß sein Leibwächter bewußtlos war, damit hatte er wohl nicht gerechnet.

Ich fuhr fort. »Er hat mich draußen abfangen wollen«, erklärte ich. »Aber daraus wurde nichts. Sie verlassen sich auf die falschen Leute.«

Wild schüttelte Gregori den Kopf. »Omar wird nichts sagen, er kann nicht sprechen, denn er ist stumm!«

Deshalb also hatte er nie geredet. Nun wurden mir auch die Grunzlaute verständlich, die er ausgestoßen hatte.

Wieder eine Hoffnung weniger. Zum Teufel, ich stand dicht vor dem Ziel. Sollte ich tatsächlich noch aufgeben müssen, nur weil ich diesem Gregori nicht beweisen konnte, daß er der Anstifter, der Mörder war?

Das schmeckte mir überhaupt nicht.

Ahmed Gregori ahnte, welche Gedanken mich beschäftigten. Er grinste. »Keinen Erfolg gehabt, Bulle, nicht wahr?«

Bevor ich antworten konnte, mischte sich Lena Burtles ein. »Ich durchsuche das Haus, denn ich bin an kein Gesetz gebunden, nur an mein eigenes.«

»Nein!« schrie der Ägyptologe.

Lena lachte spöttisch. »Wollen Sie mich daran hindern, Mörder? Seien Sie froh, daß ich keine Waffe habe, sonst hätte ich Sie schon längst eingesetzt!«

Gregoris Arm schnellte vor. Der Zeigefinger deutete auf mich.

»Das können Sie nicht zulassen. Dieses Haus darf nicht durchsucht werden. Nicht ohne richterliche Anordnung.«

»Ich bin für die Taten der Frau nicht verantwortlich«, erwiderte ich kalt. »Mrs. Burtles ist erwachsen. Sie kann tun und lassen, was sie will.«

Gregori war grau im Gesicht geworden. »Ihr Hunde«, flüsterte er. »Ihr steckt alle unter einer Decke!«

»Keine Beleidigungen«, sagte ich scharf.

»Ach, hör auf, Bulle!«

Die Sprache paßte mir nicht. Sie bewies mir jedoch, daß dieser Kerl Dreck am Stecken hatte und daß mit einer Hausdurchsuchung so manches Rätsel gelöst werden konnte.

»Ich mache mich dann auf den Weg«, sagte die Frau.

»Nein!« heulte Gregori auf. »Sie bleiben hier…«

»Fangen Sie mit dem Keller an!« rief ich dazwischen.

Gregori drehte den Kopf, schaute mich an, und seine Augen waren blutunterlaufen. »Bullenhund!« flüsterte er erstickt. »Verdammter Bullenhund, aber dir werde ich es zeigen. Du wirst dort landen, wo auch dein Freund ist.«

»Dann geben Sie zu, daß Mandra Korab hier war?«

»Sicher. Er war hier, und er ist hier. Vielleicht nur sein Kadaver, das andere werden die Käfer besorgt haben!«

In mir vereiste etwas. »Wo steckt er?«

Gregori kicherte wild. »Er steckt da, wo du auch gleich hinkommst, Sinclair!«

Ich hob die Waffe etwas an. »Wo?«

»Damit kannst du mich nicht einschüchtern, Bulle!«

»Reden Sie!«

Er hob die linke Hand. »Okay, Bulle, du willst zu ihm. Ich tu dir den Gefallen.« Während er sprach, fuchtelte er mit der linken Hand in der Luft herum. Ich ließ mich leider von diesen Gesten ablenken und achtete nicht auf seine andere Hand, die noch immer auf der Stuhllehne lag.

Und darunter befand sich der Mechanismus.

Gregori betätigte ihn.

Die Überraschung gelang ihm perfekt. Nie hätte ich damit gerechnet, daß der Boden unter meinen Füßen nachgeben würde.

Deshalb kam ich auch nicht dazu, mich nach vorn zu werfen und mich irgendwo festzukrallen.

Ich fiel in die Tiefe.

»Jetzt bist du bald bei ihm!« brüllte Gregori von oben, und unter mir vernahm ich ein schreckliches Fauchen. Ich fiel geradewegs in das Verlies der Löwenmenschen…

***

Die Löwenfrau wuchtete ihren geschmeidigen Körper vor und streckte gleichzeitig ihre Tatzen mit den scharfen Krallen aus.

Mandra Korab riß sein Schwert hoch. Er hielt den Arm von sich gestreckt, das Tier mußte genau in die Klinge springen.

Es sprang auch.

Die Klinge bohrte sich durch die Mähne in den Hals der Bestie.

Kein Tropfen Flüssigkeit drang aus dem Körper.

Mandra Korab war geschockt. Durch diese Schrecksekunde kam er nicht schnell genug vom Fleck, und das Löwenmonster fiel auf ihn.

Die Wucht und das Gewicht des schweren Körper drückten Mandra Korab zu Boden. Doch auch die Löwenfrau hatte noch sehr viel Schwung. Sie rutschte über den Inder weg.

Mandra Korab gelang es mit großer Mühe, unter dem Körper wegzukriechen. Ein schneller Griff, er hielt das Schwert umklammert

und zog es aus dem Körper.
Sofort sprang er zurück.
Da flog der zweite Löwenmensch auf ihn zu.
Er kam seitlich, prallte Mandra in die Flanke und riß ihn von den Beinen.
Mit dem Hinterkopf schlug der Inder auf. Sterne tanzten vor seinen Augen, ein Tatzenhieb traf seinen rechten Arm, die Krallen rissen die Haut auf und hinterließen blutige Furchen.
Die Löwenfrau senkte den Kopf.
Weit riß sie den Rachen auf.
Abermals sah Mandra Korab die gefährlichen Reißzähne. Wenn die zuschnappten, war er verloren.
Er versuchte, den schweren Körper von sich wegzustemmen, doch es gelang ihm nicht einmal, die Beine anzuziehen. Das Gewicht war einfach zu stark.
Der heiße Atem traf sein Gesicht. Noch zögerte die Tier-Mensch-Mischung, zuzubeißen, sie wollte die Qual des Inders verlängern.
Mandra verdrehte die Augen. Er bekam mit, daß sich auch die zweite Löwenfrau näherte.
Sie glitt auf seidenweichen Pfoten von der anderen Seite auf ihn zu und knurrte.
Dem Inder lief es kalt den Rücken hinunter. Noch einmal versuchte er, unter dem Körper wegzukommen – ohne Erfolg. Auch den rechten Arm konnte er nicht heben, so war das Schwert nutzlos geworden.
Die Bestien hatten gewonnen.
Da hörte er die Stimme Gregoris. Sie hallte in dem Verlies wider, und Mandra verstand trotz seiner Not, was dieser Verbrecher schrie.
»Jetzt bist du bald bei ihm!«
Im nächsten Augenblick fiel noch jemand in das Verlies!

***

»John!« schrie der Inder, denn er hatte mich erkannt.
Gern hätte ich jetzt einen Fallschirm gehabt, der meinen Sturz abgebremst hätte.
Zum Glück hatte ich zahlreiche Judo- und Karatekurse hinter mich gebracht, und dort lernt man nicht nur kämpfen, sondern auch das richtige Fallen.
Ich prallte zu Boden, warf mich nach vorn und rollte über die Schulter weg ab.
Sofort stand ich wieder auf den Beinen. Mein rechter Knöchel schmerzte zwar, aber das konnte ich verkraften.
Ich wirbelte herum.
Fast setzte mein Herzschlag aus, als ich sah, in welch einer Lage sich Mandra Korab befand.

Das war grauenvoll.

Eine Mischung aus Frau und Löwe hockte über ihm, und das Maul mit den gefährlichen Zähnen befand sich dicht an seiner Kehle.

Jeden Moment konnte die Bestie zubeißen.

Und noch eine zweite Sphinx-Gestalt befand sich in diesem Kellerraum.

Sie hatte nicht auf Mandra gehockt, sondern drehte sich knurrend um und wandte sich mir zu.

Von wegen Käfer, hier hatte ich es mit Löwenmonstern zu tun.

Die erste Löwenfrau war durch mein plötzliches Kommen abgelenkt. Sie achtete nicht mehr so stark auf ihren Gefangenen.

Mandra Korab nutzte die winzige Chance.

Er konnte seinen Arm anwinkeln und rammte den Ellbogen gegen die Schnauze der Löwenfrau. Dort hatte er eine empfindliche Stelle getroffen, und die Bestie warf ihren Kopf zurück. Dabei bewegte sie auch ihren Körper. Mandra bekam Spielraum, stemmte sich ab und kroch unter der Löwenfrau hinweg.

Sofort schnellte er in die Höhe und lief zu mir.

»Alles okay?« fragte ich.

Er nickte.

Jetzt standen wir Seite an Seite und sahen uns den beiden Löwenfrauen gegenüber.

Doch das war noch nicht alles. Die Luke stand weiterhin offen, und von oben hörten wir Kampfgeräusche. Dort mußte sich Lena Burtles mit Gregori herumschlagen.

Ich hielt noch immer die Beretta. Ein paar Kugeln hatte ich noch.

Drei, wenn mich nicht alles täuschte.

Ich schoß, traf auch, doch die Kugel wurde von dem Körper geschluckt. Das geweihte Silber machte ihm nichts.

Ich war ratlos.

»Sie sind einfach zu stark«, flüsterte Mandra Korab.

Welche Möglichkeit hatten wir noch? Ich dachte an mein Kreuz.

Ob ich es mal versuchte?

Während die beiden Löwinnen näherkamen, wichen wir zurück.

Ich knöpfte in fieberhafter Eile mein Hemd auf, und das Kreuz lag frei vor meiner Brust.

Reagierte es?

Zwei Sekunden vergingen.

Nein, es tat sich nichts. Die Magie der Löwenmenschen war zu alt und zu fremd.

»Da bleibt uns nur noch eins übrig«, sagte ich mit rauher Stimme. »Der Kampf.«

»Und der Untergang«, fügte Mandra Korab bitter hinzu…

***

Auch Lena Burtles wurde völlig überrascht, als ich so plötzlich in die Tiefe sauste. Nur stand sie zum Glück nicht auf der Luke, sondern ein paar Schritte weiter.

Eine Handbreite neben ihren Fußspitzen öffnete sich der Boden.

Lena zuckte zurück. Sie starrte sekundenlang in die Tiefe und vergaß dabei, auf Ahmed Gregori zu achten.

Der Ägyptologe setzte alles auf eine Karte. Er glaubte daran, die beiden Männer ausgeschaltet zu haben, jetzt mußte auch noch die Frau weg. Sie war die letzte Zeugin.

Blitzschnell schnellte Gregori aus seinem Stuhl. Dabei fuhr seine Hand unter die Jacke und zog einen Dolch hervor.

Es war eine besondere Waffe. Sie stammte aus Ägypten, und die Spitze war mit einem Gift präpariert, das sofort tödlich wirkte, wenn es in den Blutkreislauf des Menschen gelangte.

Böse lachend lief Gregori um die Luke herum. Den Dolch hielt er in der erhobenen rechten Hand, die Spitze wies auf die Frau.

Erst jetzt erwachte Lena aus ihrer Erstarrung. Und sie ahnte die Gefahr, in der sie sich befand.

Kurz bevor Gregori sie erreichte, sprang sie auf den Teppich, wo die zahlreichen Schüsseln und Schalen noch standen. Zum Teil hatte der Mann sie leergegessen.

»Bleib stehen!« schrie Gregori.

Lena hörte nicht. Sie bückte sich und packte mit beiden Händen eine Obstschale.

Da war der Ägyptologe heran. Die Hand mit dem Dolch raste nach unten. Lena riß hastig die Schale hoch und stemmte ihre Arme vor.

Sie hatte Glück.

Der Dolch klirrte gegen die Schale. Er rutschte ab, ohne die Frau zu treffen.

Gregori fluchte.

Lena Burtles aber nutzte die Gelegenheit und schlug dem Kerl die Schale um die Ohren.

Ahmed mußte zurück.

Die Frau verfolgte ihn.

Sie war wie besessen. Plötzlich sah sie wieder die Leiche ihres Mannes auf dem Waldboden liegen, und ihr wurde bewußt, daß dieser Kerl vor ihr den Befehl zum Mord gegeben hatte.

»Du Killer!« schrie sie und hieb wieder mit der Schale zu.

Gregori riß die Arme als Deckung hoch. Nie hätte er damit gerechnet, solch eine Furie vor sich zu haben. Seine Rechnung ging nicht auf. Diese Lena Burtles hatte sich zu einer regelrechten Rächerin entwickelt.

Sie trieb Gregori in die Enge.

Immer wieder schlug sie mit der Schale zu, und zwar mit den

scharfen Rändern.

Eine Wand hielt Gregori auf. Er verzog das Gesicht, hob die Hand mit dem Dolch, und wollte die Waffe losschleudern. So würde er bestimmt treffen.

Die nächste Szene schien sich in Zeitlupe abzuspielen. Lena Burtles sah, was Gregori vorhatte. Sie warf aus dem Handgelenk heraus die Schale wie eine fliegende Untertasse.

Wie gesagt, die Ränder waren scharf.

Die Schale raste auf Gregori zu, der immer noch den Arm erhoben hatte. Er kam nicht mehr dazu, seinen vergifteten Dolch zu schleudern. Die flache Schale war schneller.

Und plötzlich zeigte sich ein roter Streifen am Hals des Mannes.

Ein letztes Röcheln drang aus der Kehle, die Knie gaben Gregori nach, dann fiel er zusammen.

Tot blieb er liegen.

Lena Burtles stand vor ihm.

Sie schaute auf den Toten hinab, sah, was die Schale angerichtet hatte und schüttelte den Kopf.

»Nein, das…« Ihre Stimme versagte. Schwindel erfaßte sie, und im nächsten Augenblick wurde sie ohnmächtig. So bekam sie das Drama im Keller des Hauses nicht mit …

***

Mandra Korab zeigte sich als Pessimist. Irgendwie konnte ich ihn verstehen, denn er hatte bereits gegen die Löwenfrauen gekämpft und verloren.

Doch jetzt waren wir zu zweit, und wir hatten das Kreuz. Ein Kreuz, das sich nicht rührte. Und dabei waren ja noch andere Zeichen in das Silber eingraviert worden…

Die Löwenfrauen schüttelten die Köpfe. Sie rissen ihre Mäuler auf, wir sahen die gefährlichen Zähne, und der heiße Atem fauchte uns entgegen.

Mandra hatte sein Schwert gepackt. »Auch wenn du ihnen damit eine Verletzung zufügst, sie bluten nicht.«

Ich nickte. Warum griffen sie uns nicht an, weshalb zögerten sie?

Und dann wußte ich es, denn mir wurde der Beweis geliefert.

Unter dem M, dem Zeichen des Erzengels Michael, auf meinem Kreuz befand sich das strahlende, in ein Dreieck eingefaßte Auge.

Es war das Allsehende Auge oder das Auge der Vorsehung. Dieses Symbol wurde auch schon im alten Ägypten zur Darstellung des großen Gottes Osiris gebraucht und ist dann später von der christlichen Lehre mit anderen heidnischen Symbolen übernommen worden.

Dieses Auge entfaltete plötzlich seine Kräfte. Die Löwenfrauen vor

uns hatten dem Gott nicht gedient. Sie waren Abtrünnige, nannten sich selbst Götter, doch das rächte sich heute, Tausende von Jahren später.

Auf einmal drang aus dem Auge ein breiter grüner Strahl. Er fächerte auseinander, traf beide Löwenmenschen und hüllte sie mit seiner grünen Aura ein.

Innerhalb dieses Lichtscheins gab es kleine, lautlose Explosionen.

Feuer sprühte, grünes Feuer, das sich als Kranz um die Löwenfrauen legte und sie verbrannte.

Es knisterte und sprühte. Plötzlich waren die Löwenfrauen von einer grünen Lohe umhüllt. Sie versuchten ihren Kopf hochzuwerfen, doch sie erstarten mitten in den Bewegungen.

Die Löwenfrauen wurden wieder zu Stein.

Doch die grüne Kraft des Gottes Osiris ließ nicht locker. Sie durchdrang auch das Gefüge des Steins, riß es auseinander und zerstörte die beiden Löwenmenschen.

Wir hörten Schreie.

Wer sie ausstieß, wußten wir nicht, Sie klangen nur unendlich fern und weit, als lägen Dimensionen dazwischen. Vielleicht waren es die gemarterten Seelen dieser Bestien, aber auch das half ihnen nichts. Von den sphinxhaften Geschöpfen blieb nichts anderes zurück als heller Staub.

Der Strahl fiel wieder zusammen. Er wurde von meinem Kreuz absorbiert.

Mandra Korab und ich atmeten auf.

»Wußtest du das?« fragte mich der Inder.

Ich schüttelte den Kopf. »Nein. Auch heute noch ist das Kreuz für mich ein Rätsel. Aber es hat wieder einen kleinen Teil seines Geheimnisses gelüftet.« Und leise sagte ich: »Das Auge des Osiris. Mein Gott, wer hätte das gedacht.«

Wir schauten uns um. Kein Gegner lebte mehr. Sie alle waren erledigt. Die schrecklichen Geschöpfe hatten das bekommen, was sie verdienten.

»Himmel!« rief Mandra plötzlich. »Die Frau!«

O Gott, ich hatte sie in der Aufregung völlig vergessen. Was mochte mit Lena Burtles geschehen sein? Sie war zurückgeblieben und mit ihr Ahmed Gregori.

Sicher würde er sie umbringen.

Ich rief nach ihr.

Keine Antwort.

Aber auch von Gregori hörten wir nichts. Das machte mich stutzig. Wenn er den Kampf gewonnen hätte, wüßten wir das längst.

Was mochte dort oben passiert sein?

***

Wir erfuhren es fast über eine Stunde später, als uns Lena Burtles aus dem Keller befreite. So spät war sie aus ihrer Ohnmacht erwacht. Sie hatte die Schlüssel gefunden, die Tür aufgeschlossen und uns herausgelassen.

Dann sahen wir Ahmed Gregori.

Ihm konnte niemand mehr helfen. Die Schale hatte ihn getötet.

»Bin ich jetzt eine Mörderin?« fragte mich Lena Burtles.

»Nein, Sie haben in Notwehr gehandelt.«

Allein ging ich nach draußen.

Der Schwarze lag noch dort, wo ich ihn zurückgelassen hatte. Er war inzwischen aufgewacht und starrte mich haßerfüllt an. In seinen Fesseln konnte er sich kaum bewegen.

Neben ihm blieb ich stehen. »Dein Herr ist tot«, teilte ich ihm mit.

Er riß den Mund auf, doch sprechen konnte er nicht. Aus seiner Kehle drangen nur unverständliche Laute. Was mit diesem Mann geschah, wußte ich nicht. Wahrscheinlich würde er in eine Anstalt kommen.

Als die Polizei eintraf, ordnete ich eine große Suchaktion an. Ich wußte nicht, wie viele Käfer noch in der Gegend herumirrten. Die Beamten durchsuchten die nähere Umgebung. Sie hörten erst auf, als die Morgendämmerung über den Horizont kroch.

Gefunden hatten sie nichts.

Ich hoffe nur, daß sämtliche Käfer vernichtet waren.

Die Kunstschätze, die Gregori gesammelt hatte, wurden dem Britischen Museum zur Verfügung gestellt. Eigentlich konnten wir froh sein, daß noch alles so glimpflich abgelaufen war. Nur einer war ziemlich deprimiert.

Mandra Korab.

Ihn schmerzte der Verlust seines kostbaren Rubins. Den Stein jedoch würde er wohl nie wieder zurückbekommen.

***

Der Inder blieb noch zwei Tage in London.

Dabei lernte er meine Freunde und sie ihn kennen. Alle verstanden sich auf Anhieb. Wir saßen an den beiden Abenden zusammen, aßen, lachten, tranken und erzählten.

Besonders Jane Collins war von Mandra Korab angetan.

»Welch ein Mann«, sagte sie, als ich sie nach einer Feier nach Hause brachte.

»Besser als ich?«

Sie schaute mich an. »Die indische Liebeslehre soll ja etwas Besonderes sein.«

Ich nickte. »Das hast du recht. Die britische aber auch, mein Kind.«

Ihre Augen wurden verschleiert. »Wirklich?«

»Das werde ich dir gleich beweisen, meine Liebe«, sagte ich und faßte sie unter.

Über den Beweis möchte ich hier nichts schreiben. Jane Collins gab mir nur am anderen Tag zu verstehen, daß sie gern in Europa bleiben würde.

Und das war doch auch etwas – oder nicht?

ENDE